DEUTSCHE JLLUSTRIERTE

50 Pfennig
STUTTGART, 11. APRIL 1953 · NR. 15
ERSCHEINT AN JEDEM DIENSTAG NEU!

Drei außergewöhnliche Berichte:

Jlja Molin: **Jch war Malenkows Vertrauter**

*

Budu Swanidze, Neffe des Diktators:
Mein Onkel Joseph Stalin

*

Wenn die Begum lächelt

Die Geschichte des Aga Khan



Die Begum tanzt mit Englands Prinzgemahl

Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde. 5.Teil

Die Zeit der Riesen und Zwerge

Unser Reporter Hellmut Prinz im Mau-Mau-Gebiet

Ich sprach mit

Der Fahrer des deutschen

MAU MAU KILL NO GERMANS, *sagte mir Kikuyu-Häuptling Katschona in fließendem Englisch. Er weist die britische Beschuldigung, auch er sei Mitglied der Geheimsekte, entschieden zurück, doch steht er in Verbindung mit den eingeborenen Terroristen, die sich ausschließlich aus den Kikuyus rekrutieren. Heute ist Katschona Fahrer des deutschen Generalkonsuls in Nairobi, Dr. Beye, der ihn nach 3 Monaten Haft befreite. Katschona berichtete mir über die Mau-Maus.*

Mimi Katschona, Bwana", stellt sich der Fahrer des deutschen Generalkonsuls von Nairobi vor. Ich schaue beeindruckt auf sein zweifach feingelochtes Ohrläppchen, das Stammeszeichen der Kikuyus. „Steigen Sie ruhig ein", meint lächelnd Konsul Dr. Beye. „Katschona hat zwar schon drei Monate unter Mau-Mau-Verdacht im Eingeborenen-Gefängnis gesessen. Er ist aber sehr zuverlässig. Für mich als Fahrer unersetzlich. Die ganze Landkarte hat er im Kopf. Im übrigen kann er Ihnen ja auf der Fahrt erzählen, was mit dem Mau-Mau eigentlich los ist und warum Sie als Deutscher keine Angst zu haben brauchen."

Katschona rast los. Mit unglaublicher Geschwindigkeit jagt er den Opel-Kapitän des Konsuls über den holprigen Steppenboden des Karawanenweges, schnurgerade durch die sternklare Nacht Kenyas, den Jagdrevieren in der Mau-Mau-Region entgegen. Er will mir Gebiete zeigen, wo ich Kamerajagd auf Großwild machen kann. „Wie war es denn im englischen Gefängnis?" versuche ich ein Gespräch mit ihm zu beginnen. „Not so good", antwortet er. Ich stelle fest, daß er zwar Deutsch versteht, es offensichtlich aber nicht sprechen kann. Wir unterhalten uns daher Englisch. Ich muß dem Häuptling neidlos zugestehen, daß er diese Sprache weitaus besser als ich beherrscht.

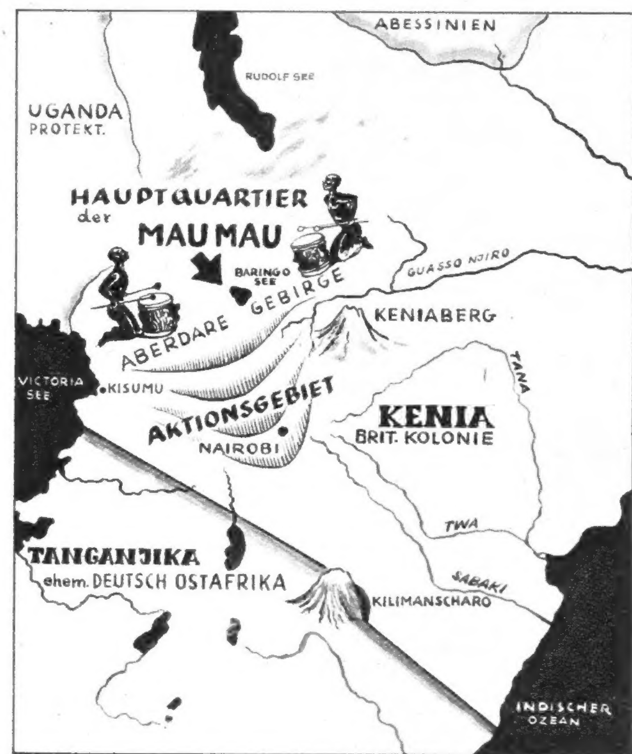
„Die Tage in dem Gefängnis waren eintönig, die Engländer hatten wohl kein großes Interesse daran, durch die Verhöre mehr zu erfahren. Es wäre auch zwecklos gewesen. Denn ein Mau-Mau-Mitglied spricht nicht. Auch mit Strafandrohung würden die Engländer diese Menschen nie zum Sprechen bringen. Das ist überhaupt eine der Ursachen des Aufstandes. Der Kikuyu kann sich mit den englischen Bwanas nicht verständigen. Da waren die Deutschen in Ostafrika ganz anders. Die sprachen mit den Eingeborenen Suaheli. Und daher lebten sie auch sehr viel besser mit uns zusammen."

Wieder muß ich mit Erstaunen feststellen, daß unser Ruf selbst unter den Eingeborenen von Gegenden, die niemals zu unserem Kolonialgebiet gehörten, noch heute einmalig zu sein scheint. Lebhaft berichtet Katschona weiter: „Wir wollen mit unseren Sorgen und Nöten auch zum weißen Mann gehen können und mit ihm in unserer Sprache ein ‚Schauri' halten. Das gehört nun einmal zum Leben meiner Stammesbrüder hier im Busch. Die Engländer wollen keine Eingeborenensprache lernen. Und so zwingen sie die unerfahrenen und primitiven Angehörigen meines Stammes, Englisch zu lernen. Der Eingeborene, der mit Mühe einige Worte sprechen und verstehen kann, hatte immer das Gefühl, daß er von seinem Bwana nicht verstanden wird, wenn er einmal mit einem Anliegen zu ihm kam. Seine Sprachkenntnisse reichten gerade aus, um die täglichen Befehle des weißen Herrn entgegenzunehmen und auszuführen."

Die Kikuyus — vor nicht ganz zwei Generationen ein Stamm von Jägern und Menschenfressern — wurden durch die Kolonialisierung der Engländer in kurzer Zeit ansässig und zu Viehzüchtern gemacht. Leider übersah die Kolonialverwaltung dabei, daß den Eingeborenen-Reservaten das nötige Weideland fehlte. Denn trotz der schier unendlichen Weite des Landes benötigt ein Schaf je nach Fruchtbarkeit und Wasservorkommen einen bis fünf Hektar Weideland.

Man wirft den Mau-Maus vor, sie seien Kommunisten. Das stimmt nicht. Es ist durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß ausländische Interessenten versuchen, die Bewegung für ihre Zwecke zu nutzen. Es stimmt auch, daß Kenyata — der vor Monaten verhaftete, angebliche Führer der Aufständischen — lange Jahre in Moskau war. Bemerkenswerterweise weigerten sich vor dem Tribunal in Nairobi sämtliche ansässigen Rechtsanwälte, die Verteidigung Kenyatas zu übernehmen. In letzter Sekunde übernahm dann ein noch nicht lange im Lande ansässiger indischer Anwalt doch den Fall. Er verteidigte so ausgezeichnet, daß es den Engländern unmöglich wurde, bis heute ein Urteil zu fällen. Der indische Anwalt wurde nach Beendigung des Prozesses von Nehru als Botschafter in einen arabischen Staat entsandt.

Die Methoden der Mau-Maus müssen von Europäern abgelehnt werden. Doch darf man niemals vergessen, daß sie vor noch nicht ganz zwei Generationen Wilde gewesen sind, die mit ihren Erbfeinden, den Massais, einen erbitterten Kleinkrieg führten. Der siegenden Partei war es selbstverständlich, die eben gefangenen Feinde als Siegesschmaus zu verspeisen. Durch diese ständige Dezimierung war eine dem Lebensraum entsprechende Bevölkerungsziffer lange Jahre gewährleistet. Mit der Zivilisation hörte der Kampf auf. Zwar lieben sich Massais und Kikuyus auch heute noch nicht, aber, und das ist das Entscheidende, sie leben länger, und ihre Bevölkerung wächst. Das war es, was Katschona mir sagen wollte, als er seinen Bericht mit den Worten schloß: „Wir wollen ja nur mehr Weiden, Bwana!"



DAS HAUPTQUARTIER *der Mau-Mau, so erzählte mir Katschona, liegt augenblicklich dicht am Baringo-See, im unwegsamen Gebiet der Aberdares-Berge. Von hier aus stoßen sie überraschend in die Täler vor, in denen die weißen Farmer ansässig sind. Doch bisher fielen ihnen nur Engländer oder solche Kikuyus zum Opfer, die nicht unter dem strikten, unbeugsamen Mau-Mau-Eid standen.*

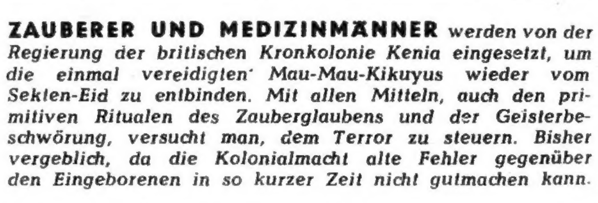
Kikuyu-Häuptling Katschona

Generalkonsuls 3 Monate in britischer Haft — Warum Mau-Mau keine Deutschen tötet

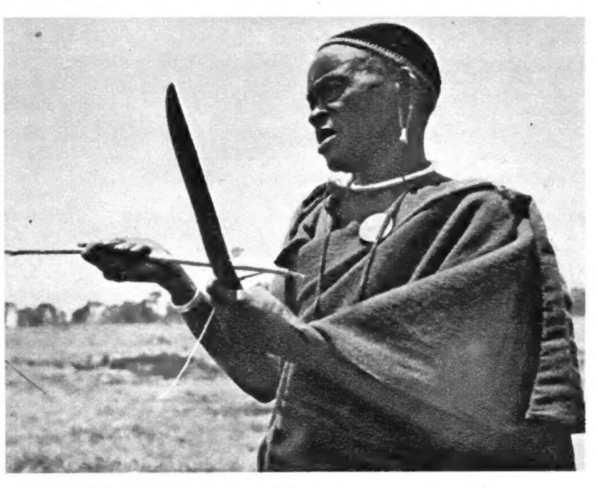




ERBARMUNGSLOSE TERRORAKTE *sind Überbleibsel der kannibalischen Bräuche der Kikuyus. Zum Haß geschürt wird die Ablehnung der Engländer erwiesenermaßen durch Sowjetagenten — fast in jedem Flugzeug kommen Russen nach Nairobi — und durch kriminelle Eingeborene.*



ZAUBERER UND MEDIZINMÄNNER *werden von der Regierung der britischen Kronkolonie Kenia eingesetzt, um die einmal vereidigten Mau-Mau-Kikuyus wieder vom Sekten-Eid zu entbinden. Mit allen Mitteln, auch den primitiven Ritualen des Zauberglaubens und der Geisterbeschwörung, versucht man, dem Terror zu steuern. Bisher vergeblich, da die Kolonialmacht alte Fehler gegenüber den Eingeborenen in so kurzer Zeit nicht gutmachen kann.*



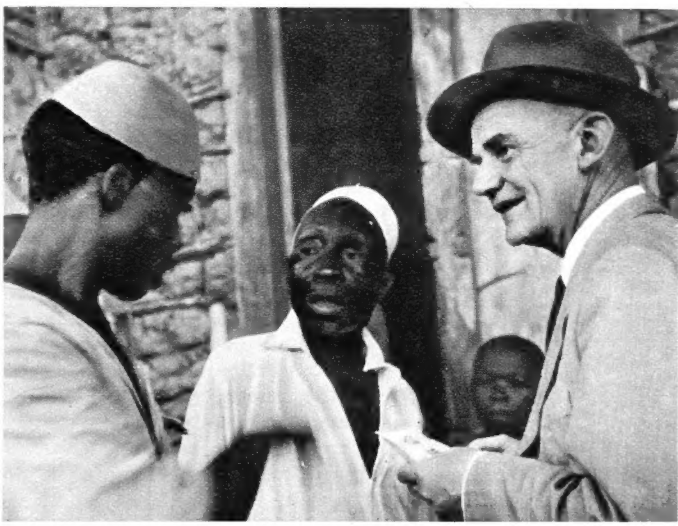
EINGEBORENEN-RICHTER *Gischire vom Kiambu-Tribunal weiß auch keine Abhilfe. Zwar ist der größte Teil der Richter den Engländern gegenüber loyal, doch weiß kein britischer Beamter, wie weit diese Loyalität geht.*



SCHWEIGEN *wahren die des Terrors verdächtigen Kikuyus, die in unregelmäßigen Razzien der Engländer verhaftet und zur Vernehmung gebracht werden. Der mit ihnen inhaftierte Häuptling Katschona hörte jedoch im Gefängnis von seinen Stammesbrüdern mehr als je ein Weißer erfahren könnte. Selbst unter Androhung schwerster Strafen sind die Verdächtigen nicht zum Sprechen zu bringen, denn sie fürchten die Rache ihrer Stammesgenossen.*



SÖHNE DEUTSCHER ASKARIS *dienen heute in der Gouvernementspolizei von Kenia. Die Truppe umfaßte 3000 farbige Polizisten und nur 158 weiße Soldaten. Da die Regierung die Schwarzen für unzuverlässig hielt, versuchte sie die ersten Anzeichen der Terrortätigkeit vor 14 Monaten zu übersehen. Damals wäre noch Zeit zu energischen Maßnahmen gewesen, bevor offene Revolten ausbrachen*



FURCHTLOS *ist Dr. Beye, bundesrepublikanischer Generalkonsul in Nairobi. Trotz zahlreicher Warnungen offizieller Stellen behält er Katschona, seinen „Mau-Mau-Fahrer", wie er ihn scherzhaft nennt. Auch mit den übrigen Eingeborenen steht der Vertreter Deutschlands auf gutem Fuß.*

Die Herrin von Yakimour

Wenn die

KOSTBARE SARIS, *die traditionelle Kleidung der indischen Frau, weiß die Begum mit ebensolcher Grazie zu tragen wie die eleganten Kostüme der Pariser Modesalons. In der Villa „Yakimour" bei Cannes kleidet sie sich meist mit den toga-artigen Gewändern.*

Die Sehnsucht aller schönen und armen Mädchen, eines Tages von einem Traumprinzen geheiratet zu werden, erfüllt sich für die Südfranzösin Yvette Labrousse am 9. Oktober 1944. Vor einem schweizerischen Standesbeamten gibt sie dem als Gott verehrten Aga Khan ihr Jawort und wird damit seine vierte Gemahlin und zugleich Begum. Die schöne Frau teilt schon seit dem Frühsommer 1940 die Einsamkeit der Emigration mit dem alternden Prinzen. Ihre Heiterkeit und ihr Lächeln verschönen seine späten Tage. Nach Kriegsende geht Aga Khan mit der Begum an die Côte d'Azur in seine Villa L'Horizon zurück und startet von dort aus im Februar 1946 nach Indien. Seine Gläubigen wollen ihm anläßlich seines diamantenen Jubiläums als Imam der Ismaeliten in Bombay ein fürstliches Fest bereiten. Die indische Baumwollmetropole rüstet sich für den Empfang Zehntausender von Gästen. Der Beginn des Festes aber muß verschoben werden, weil die aus London erwarteten Diamanten plötzlich verschwunden sind. Mit einigen Stunden Verspätung beginnt dann die feierliche Zeremonie im Brabourne-Stadion. Der Jubel der begeisterten Massen scheint die Arena sprengen zu wollen, als bekannt wird, daß Aga Khans Gewicht die phantastische Summe von 600 000 Karat Diamanten = 15 Millionen DM erreicht hat. In Andacht versunken, beten die Gläubigen für das Leben ihres Gottes, während sich auf den Tribünen die Maharadschas und Maharanis in einer Heerschau märchenhaften Reichtums als Ehrengäste des Prinzen versammelt haben.

FÜNFTE FOLGE

Langsam klingt die Andacht aus. Nur einzelne Gläubige knien noch auf den Rängen des Stadions. Die meisten drängen schon in wilden Rudeln zu den Ausgängen. Jenseits der Arena formiert sich die kilometerlange Prunk-Prozession. Vom Brabourne - Stadion aus wird sie durch ganz Bombay pilgern. Sie wird die Mahatma Gandhi Road entlangziehen und sich durch die Hornby Road schlängeln, hinter deren Schaufenstern mehr kostbare Juwelen ausgestellt sind, als europäische Fürstenhäuser je an Familienschmuck besaßen. Erst in den späten Nachtstunden werden die Gläubigen in ihre Zeltlager vor den Toren der Stadt zurückkehren.

An der Spitze des in farbiger Buntheit wimmelnden Zuges tappen schwerfällig mächtige Elefanten. Ihre Stirnen sind mit goldenen Tüchern geschmückt. Über ihren breiten Rücken schaukeln goldene Baldachine und silbern glitzernde Nachbildungen berühmter Moscheen. Die eintönigen Weisen orientalischer Musik mischen sich mit dem Gemurmel der Betenden und dem lärmenden Applaus der ungezählten Zuschauermassen am Straßenrand. Eine natürliche Geräuschkulisse zur augenblendenden Pracht der feierlichen Prozession!

Festbankett in „Aga's Hall"

Was an europäischer, amerikanischer und indischer Prominenz sich rühmen darf, zum Freundeskreis Aga Khans zu gehören, versammelt sich bald darauf im Palast des Prinzen. Galonierte Diener servieren eisgekühlten Champagner, Whisky Soda und mehrere Sorten Apéritifs.

Aga Khan und die Begum geben ihren ausländischen Gästen ein großes Festbankett.

Die Begum ist soeben erst von einem Besuch der Zeltlager zurückgekehrt.

„Ich habe mich davon überzeugt", berichtet sie ihrem Gemahl, der sich auf einem breiten Ruhebett von den



ALS ACHTJÄHRIGER PRINZ *wurde Aga Khan zum erstenmal, gemeinsam mit seiner Mutter, der damaligen Begum, fotografiert. Das Privatbild hat Seltenheitswert, da es zur Zeit der Jugend Aga Khans bei vielen Moslems noch als Verstoß gegen die Gesetze des Korans galt, sich fotografieren zu lassen.*

und ihr AGA KHAN

Begum lächelt

Nach Erzählungen ihrer besten Freundin, Contessa Pavoncelli, und von Menschen aus nächster Nähe des Prinzenpaares

Strapazen der Wiegezeremonie erholt, „daß die ganze Organisation hervorragend funktioniert. Die Küchen arbeiten auf vollen Touren, um den Pilgern nach Ende der Prozession ein schmackhaftes Reisessen zu servieren. Abdallah Rawdje, der mich begleitete, wird dir bezeugen können, daß uns beiden die Kostprobe aus den birnenförmigen Kesseln ausgezeichnet schmeckte. Auch die sanitären Anlagen sind in Ordnung. Die Sauberkeit in den Zelten ist mustergültig!"

Die langen Tafeln in den beiden Marmorsälen des Prinzenpalastes sind mit blütenweißem Damast bedeckt. Das schwere Tafelsilber mit der Prinzenkrone und dem Hauswappen Aga Khans ist aufgelegt. In herrlich geschliffenen Kristallvasen leuchten indische Blumen zwischen den Weingläsern und Sektkelchen.

Allein die Ausstattung dieses Banketts zeigt Aga Khans Vorliebe für westliche Kultur. War er vor Stunden noch der ehrwürdige Nachfolger des Propheten, der seine Anhänger in religiöse Verzückung versetzte, so ist er jetzt wieder — obwohl noch in indischer Tracht — ganz der gewandte und lebensfreudige Gastgeber, als den ihn die meisten seiner Besucher aus dem „Ritz" in London, dem „Royal" in Paris oder dem „Ambassadeur" in Cannes kennen.



DER GANZE ZAUBER DES ORIENTS *spiegelte sich beim Diamantenjubiläum Aga Khans in den festlichen Umzügen durch Bombay wider. Die Straßen der Stadt waren dicht mit Gläubigen gesäumt, die aus der Welt des Islam zusammengeströmt waren, um an dem großen Ereignis teilzuhaben.*

Wo blieb Lord Wavell?

Die Auswahl der Speisen und Getränke, mit dem Raffinement echten Genießertums getroffen, schmeichelt selbst dem Gaumen der verwöhntesten Feinschmecker.

Der Zufall will es, daß auch an der Festtafel Madame Mallar neben Sir George Allan sitzt. Durch das Gespräch vom Nachmittag schon ein wenig vertraut miteinander geworden, wagt es Madame, an den berühmten Rechtsanwalt eine etwas indiskrete Frage zu richten.

„Wo war eigentlich bei der Zeremonie der britische Vizekönig, Sir George? Wollte England dem getreuesten seiner Prinzen zur Feier des diamantenen Jubiläums nicht die schuldige Reverenz erweisen?"

Sir George Allan zieht indigniert die rechte Augenbraue in die Höhe. Die ganz und gar unkonventionelle Französin hat einen neuralgischen Punkt getroffen, der allen Engländern eigen ist. Das „right or wrong — my country" bezieht sich bei ihnen keineswegs nur auf Probleme der großen Politik. Es gilt schlechthin für alle Lebensäußerungen des mitterweile vom Zahn der Zeit angenagten Empires.

Indessen ist Sir Allan viel zu gut erzogen, um seine charmante Nachbarin die Verstimmung spüren zu lassen. Never mind, denkt er, sag' ihr ruhig, wie es wirklich war.

„Das Ausbleiben des Vizekönigs ist lediglich darauf zurückzuführen, Madame, daß der durch das verspätete Eintreffen der Diamanten hinausgeschobene Beginn der Feier sich mit anderen Dispositionen Lord Wavells überkreuzte und so seinen Besuch im Brabourne-Stadion verhinderte. Allerdings", und jetzt lächelte der Londoner Anwalt hintergründig, „kam diese Verzögerung den Herren vom britischen Protokoll wie gerufen."

„Warum? Das verstehe ich nicht, mon cher! Könnten Sie sich vielleicht etwas deutlicher ausdrücken?"

Hell and devil! flucht Sir George innerlich. Diese kapriziöse Person kann einem wirklich die ganze Gänseleberpastete verleiden. Sie stellt Fragen wie ein Untersuchungsrichter!

Das Privileg des Vizekönigs

„Um Ihnen das verständlich zu machen, Madame, müssen Sie folgendes wissen: Die traditionelle Etikette des britischen Hofes fordert als uneingeschränktes Privileg des Vizekönigs, daß er bei allen offiziellen Anlässen in Indien an erster Stelle steht. Diese Vorschrift hatte natürlich auch für das Jubiläum Aga Khans Geltung.

Als die Herren des britischen Protokolls mit den Beauftragten unseres liebenswürdigen Gastgebers die Einzelheiten der Teilnahme des Vizekönigs besprachen, tauchten plötzlich unüberwindliche Schwierigkeiten auf.

Das Ritual seiner Religion verpflichtet Aga Khan, während der Wiegezeremonie sein Antlitz gen Mekka zu wenden. Unglücklicherweise hätte er dabei im Brabourne-Stadion dem Vizekönig den Rücken zugewandt, denn dessen Ehrenloge liegt genau in der entgegengesetzten Richtung.

Das ist unmöglich! protestierten die Engländer. Böswillige würden das als eine Brüskierung des Statthalters Seiner Majestät auffassen!

Dann verlegt doch die Loge! schlugen Aga Khans Leute vor.

Ausgeschlossen! erklärten die Mitarbeiter Lord Wavells. Der Vizekönig kann doch nicht bei jeder Feier in einer anderen Loge sitzen!

Trotz langem Hin und Her kam keine Einigung zustande. Der Chef des Protokolls raufte sich die Haare. Der schließlich bekanntgegebene spätere Beginn des Festes erschien ihm wie ein Geschenk des Himmels. Nun endlich hatte er einen triftigen Grund, das Ausbleiben des Vizekönigs mit größtem Bedauern zu entschuldigen . . ."

„Wunderbar!", lacht Madame Mallar. „Eine amüsante Geschichte! Ich bin überzeugt, daß man im ‚Maxim's' in Paris an meinen Lippen hängen wird, wenn ich sie erzähle!"

Sie hebt ihren geschliffenen Römer mit dem goldfarbenen Chablis.

„Merci beaucoup, Sir George, à votre santé!"

Der Engländer deutet mit verkniffenem Gesicht eine förmliche Verbeugung an. — „À la votre, Madame . . ." — —

Der Aufenthalt Aga Khans in Indien zieht sich über den ganzen März und den halben April des Jahres 1946 hin. Nach dem Diamantjubiläum harren seiner noch vielfältige Pflichten als religiöses Oberhaupt der Ismaeliten. Die Begum ist ihm in diesen Wochen eine unentbehrliche Hilfe.

Sie organisiert die Fahrten durch die indischen Provinzen; sie arrangiert die Empfänge und Feiern, an denen der Prinz teilnehmen muß. Sie teilt die Brautpaare ein, die von ihrem Imam den Hochzeitssegen erbitten. Gut gelaunt unterzieht sie sich den mannigfachen Strapazen. Nichts an ihr deutet auf Nervosität oder Ungeduld hin.

„Ich liebe dein Lächeln!"

„Ich bewundere deine Tatkraft sehr", schwärmt Aga Khan, als sie wieder einmal über staubige Straßen in irgendein stundenweit entferntes Dorf fahren. „Und ich liebe dein Lächeln, Yaki! Du erinnerst mich oft an meine Mutter. Sie hatte genau so dichtes schwarzes Haar wie du und ähnlich leuchtende Augen. Auch sie pflegte mit ihrem Lächeln jede Mißstimmung auszulöschen und alle Schwierigkeiten zu überbrücken.

„Vielleicht", sinniert er vor sich hin, „ist es die Erinnerung an meine Mut-

Fortsetzung auf Seite 21



DER GASTGEBER *des letzten Gala-Empfanges der Pariser Wintersaison im Palais Elysee, Staatspräsident Vincent Auriol. Erhaben über die Wirren der französischen Politik stellte das Staatsoberhaupt der Republik seinen 14jährigen Enkel Jean Claude der Gesellschaft vor. Neben ihm seine Gattin (links) und seine Schwiegertochter Jacqueline Auriol.*



IM SCHMUCK BLITZENDER ORDEN *und farbenfroher Ausgehuniformen präsentierten sich die Militärattachés aus aller Herren Länder und beschwörten damit in dem glanzvollen historischen Rahmen die Erinnerung an tanzende Kongresse des vorigen Jahrhunderts herauf*

ALS KAPITÄN *des auf den Wogen nationaler Sonderinteressen schwankenden Atlantikpakthauptquartiers zeigte Mathew Bunker Ridgway erstmalig unter den bewundernden Blicken seiner Gattin Penny die neue Galauniform der NATO-Offiziere, einen nachtblauen Frack mit goldgewirkten Achselstükken, eichenlaubbestickten Samtaufschlägen und auf den Ärmeln die fünf Generalsterne.*

Premiere des NATO-Fracks

General Ridgway stellt in Paris neue Soldatenmode vor





GANZ IN IHREM ELEMENT *war die party-freudige Penny Ridgway. Aufmerksam widmete sich Jacqueline Auriol den Ridgways: für Penny bestellte sie an der Bar einen Manhattan, dem General erklärte sie als schnellste Düsenjägerfliegerin ein Flugproblem (rechts). Für ihre Verdienste um die Luftfahrt erhielt sie das Kreuz der Ehrenlegion, das sie zum Gala-Empfang en miniature an ihrer Abendrobe trägt.*



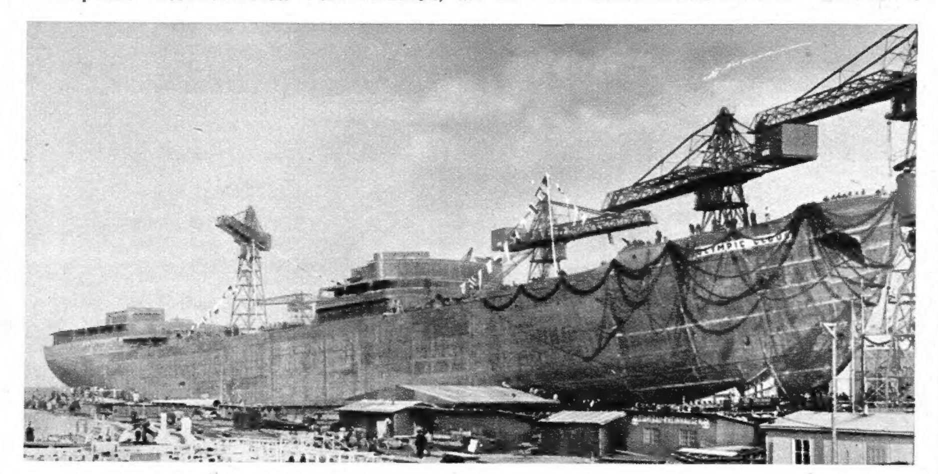
DAS EINZIGE MISSGESCHICK *des Abends widerfuhr der Gattin des Verlegers Queaut: an ihrem Abendkleid drohte die Naht zwischen Goldlamé und Tüll zu reißen. Doch Françoise Adenet, Star unter den Malerinnen der Seine-Stadt, half dem Übel mit Stecknadeln ab. Die Prominenz aus Kunst, Literatur und Theater war von Madame Auriol nach dem Bankett eingeladen. Fotos: Richter*



ATOMVERSUCH *in Yucca Flats im amerikanischen Staat Nevada. Von einem zweistöckigen Haus, das 1000 Meter von der Explosion entfernt war, blieb nur ein Trümmerhaufen (links). Bei einem Haus in 3500 Meter Distanz wurden nur die Fensterscheiben eingedrückt (rechts oben). Amerikanische Soldaten überlebten den Versuch in Schützenlöchern drei Kilometer vom Explosionszentrum entfernt (rechts).*



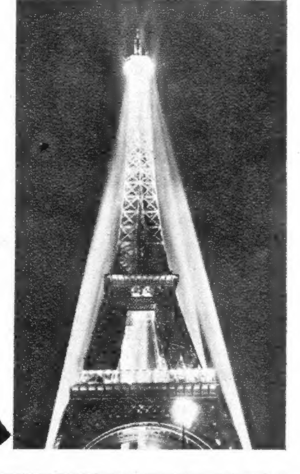
DIE EUROPA-UNION *veranstaltete ein Konzert, das anläßlich einer Festwoche aus den Hamburger Studios des britischen Soldatensenders in sechs Länder Europas übertragen wurde. Der Star des Abends, Englands bekannter Sänger Jimmy Young, widmete sich in einer Sendepause vier deutschen Verehrerinnen, die an einer Schönheitskonkurrenz teilnahmen.*



FÜR ARISTOTELES *Sokrates Anassis, einen der reichsten Privat-Reeder der Welt, baute die „A.G. Weser" in Bremen einen Turbinentanker, „Olympic Cloud". Das Schiff wird bei einer Tragfähigkeit von 21850 Tonnen eine Geschwindigkeit von 16 Knoten entwickeln.*

Deutsche Jllustrierte

WOCHENSCHAU



MARSCHMUSIK VOM EIFFELTURM *war natürlich nur am 1. April 1953 auf Welle 0815 zu hören. Aber vielleicht ist unsere Reportage „Richtstrahler aufs Soldatenherz" aus dem letzten Heft 1954 gar kein Aprilscherz mehr. F.: AP, dpa*



KRONPRINZ KARL GUSTAF VON SCHWEDEN *bekam den ersten Frack seines Lebens. Anlaß: Der norwegische König Haakon wurde zu Besuch erwartet. Beim Empfang im königlichen Palast durfte der Kronprinz den kleinen Messefrack zum erstenmal tragen. Prinz Bertil (links) und die Prinzessinnen Desirée (Mitte) und Brigitta waren stolz auf ihn.*



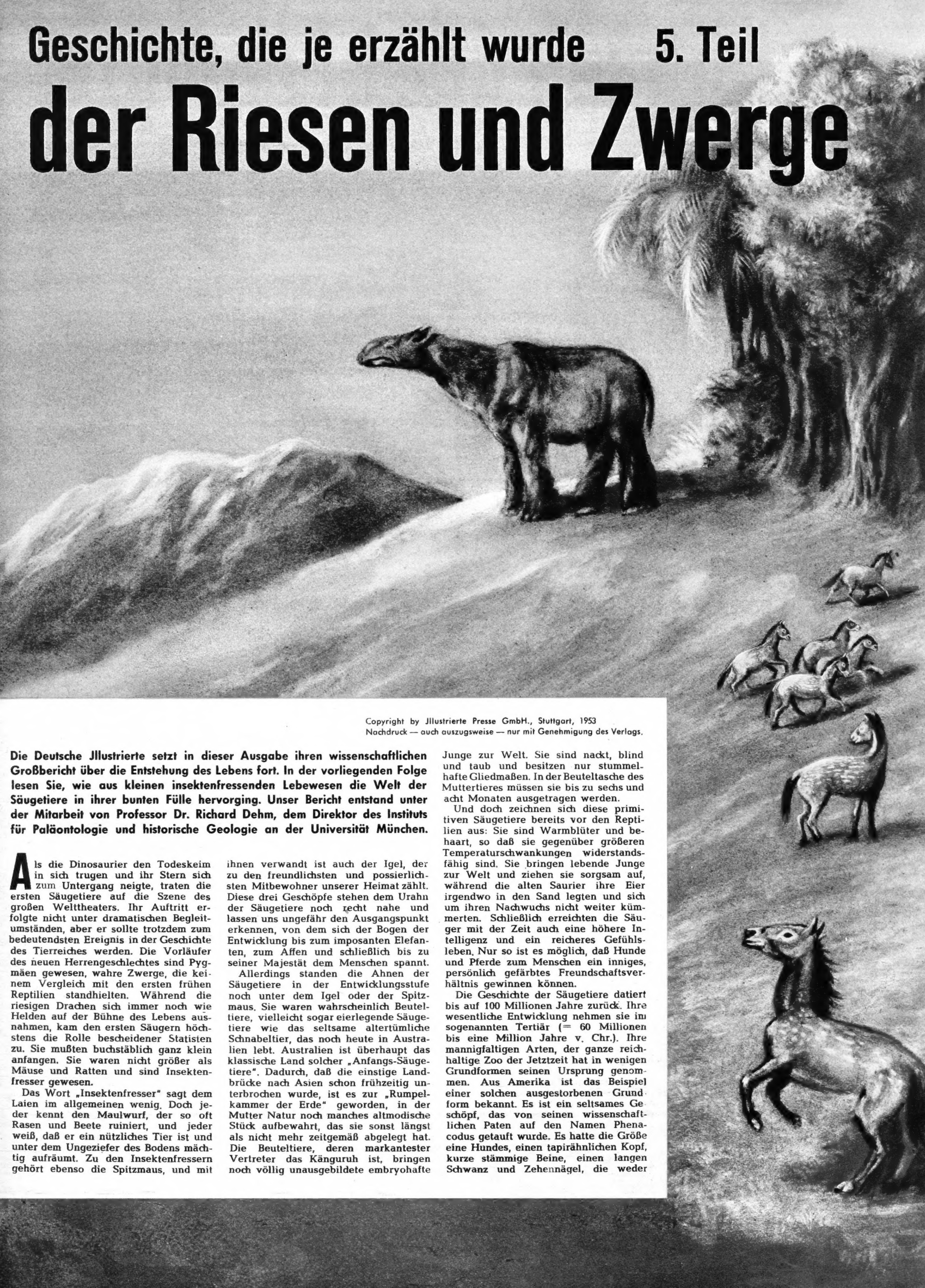
ENTLASSEN *nach achtjähriger Gefangenschaft. Die letzten elf deutschen Soldaten kehrten in diesen Tagen aus Jugoslawien nach Deutschland zurück. Im Grenzdurchgangslager Piding wurden sie begrüßt. Eine Schwester verteilte Geschenke. General Vieroff, 61 (links), Kommandant von Belgrad, und Oberst Kriese, 67, strahlen. Beide waren zum Tode verurteilt.*

Die spannendste

Die Zeit

DER GRÖSSTE DICKHÄUTER und damit das größte Säugetier aller Zeiten war das ausgestorbene Baluchiterium. Es war doppelt so groß wie ein Elefant und lebte in Asien. Rechts ein Rudel von Mesohippen, einer Vorform des heutigen Pferdes, die ungefähr Schafsgröße hatten.

Zeichnungen: Bibow



Geschichte, die je erzählt wurde 5. Teil

der Riesen und Zwerge

Die Deutsche Jllustrierte setzt in dieser Ausgabe ihren wissenschaftlichen Großbericht über die Entstehung des Lebens fort. In der vorliegenden Folge lesen Sie, wie aus kleinen insektenfressenden Lebewesen die Welt der Säugetiere in ihrer bunten Fülle hervorging. Unser Bericht entstand unter der Mitarbeit von Professor Dr. Richard Dehm, dem Direktor des Instituts für Paläontologie und historische Geologie an der Universität München.

Als die Dinosaurier den Todeskeim in sich trugen und ihr Stern sich zum Untergang neigte, traten die ersten Säugetiere auf die Szene des großen Welttheaters. Ihr Auftritt erfolgte nicht unter dramatischen Begleitumständen, aber er sollte trotzdem zum bedeutendsten Ereignis in der Geschichte des Tierreiches werden. Die Vorläufer des neuen Herrengeschlechtes sind Pygmäen gewesen, wahre Zwerge, die keinem Vergleich mit den ersten frühen Reptilien standhielten. Während die riesigen Drachen sich immer noch wie Helden auf der Bühne des Lebens ausnahmen, kam den ersten Säugern höchstens die Rolle bescheidener Statisten zu. Sie mußten buchstäblich ganz klein anfangen. Sie waren nicht größer als Mäuse und Ratten und sind Insektenfresser gewesen.

Das Wort „Insektenfresser" sagt dem Laien im allgemeinen wenig. Doch jeder kennt den Maulwurf, der so oft Rasen und Beete ruiniert, und jeder weiß, daß er ein nützliches Tier ist und unter dem Ungeziefer des Bodens mächtig aufräumt. Zu den Insektenfressern gehört ebenso die Spitzmaus, und mit ihnen verwandt ist auch der Igel, der zu den freundlichsten und possierlichsten Mitbewohner unserer Heimat zählt. Diese drei Geschöpfe stehen dem Urahn der Säugetiere noch recht nahe und lassen uns ungefähr den Ausgangspunkt erkennen, von dem sich der Bogen der Entwicklung bis zum imposanten Elefanten, zum Affen und schließlich bis zu seiner Majestät dem Menschen spannt.

Allerdings standen die Ahnen der Säugetiere in der Entwicklungsstufe noch unter dem Igel oder der Spitzmaus. Sie waren wahrscheinlich Beuteltiere, vielleicht sogar eierlegende Säugetiere wie das seltsame altertümliche Schnabeltier, das noch heute in Australien lebt. Australien ist überhaupt das klassische Land solcher „Anfangs-Säugetiere". Dadurch, daß die einstige Landbrücke nach Asien schon frühzeitig unterbrochen wurde, ist es zur „Rumpelkammer der Erde" geworden, in der Mutter Natur noch manches altmodische Stück aufbewahrt, das sie sonst längst als nicht mehr zeitgemäß abgelegt hat. Die Beuteltiere, deren markantester Vertreter das Känguruh ist, bringen noch völlig unausgebildete embryohafte Junge zur Welt. Sie sind nackt, blind und taub und besitzen nur stummelhafte Gliedmaßen. In der Beuteltasche des Muttertieres müssen sie bis zu sechs und acht Monaten ausgetragen werden.

Und doch zeichnen sich diese primitiven Säugetiere bereits vor den Reptilien aus: Sie sind Warmblüter und behaart, so daß sie gegenüber größeren Temperaturschwankungen widerstandsfähig sind. Sie bringen lebende Junge zur Welt und ziehen sie sorgsam auf, während die alten Saurier ihre Eier irgendwo in den Sand legten und sich um ihren Nachwuchs nicht weiter kümmerten. Schließlich erreichten die Säuger mit der Zeit auch eine höhere Intelligenz und ein reicheres Gefühlsleben. Nur so ist es möglich, daß Hunde und Pferde zum Menschen ein inniges, persönlich gefärbtes Freundschaftsverhältnis gewinnen können.

Die Geschichte der Säugetiere datiert bis auf 100 Millionen Jahre zurück. Ihre wesentliche Entwicklung nehmen sie im sogenannten Tertiär (= 60 Millionen bis eine Million Jahre v. Chr.). Ihre mannigfaltigen Arten, der ganze reichhaltige Zoo der Jetztzeit hat in wenigen Grundformen seinen Ursprung genommen. Aus Amerika ist das Beispiel einer solchen ausgestorbenen Grundform bekannt. Es ist ein seltsames Geschöpf, das von seinen wissenschaftlichen Paten auf den Namen Phenacodus getauft wurde. Es hatte die Größe eines Hundes, einen tapirähnlichen Kopf, kurze stämmige Beine, einen langen Schwanz und Zehennägel, die weder

Untergang der Mammute



WIE IN EINEM EISSCHRANK *blieben ganze Mammutskadaver mit Haut und Haaren im sibirischen Eisboden jahrtausendelang erhalten. Unser Foto zeigt ein solches eingefrorenes Mammut, das 1902 am Fluß Kolyma-Beresowka entdeckt wurde. Kopf und Rüssel sind von Hunden aufgefressen worden. Die Gelehrten fanden den Kadaver bereits angenagt vor.*

ZOTTIGE MAMMUTE *und Wollnashörner stapften durch die Tundralandschaft der Eiszeit. Beide Dickhäuterarten waren Zeitgenossen; ihre Gebeine hat man oft nebeneinander gefunden. Mit der wieder einsetzenden Erwärmung schrumpfte ihr Lebensraum zusammen. Sie starben aus. Die Menschen der Eiszeit haben sie noch erlebt.*

Fortsetzung: **Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde**

Krallen noch Hufe waren. Das ganze Tier war noch nicht spezialisiert. In ihm schlummerten noch verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten.

Schon ganz früh spalteten sich die Säugetiere in ihre Hauptzweige. Einige besaßen scharfe Krallen, andere breite Zehennägel und wieder andere kleine Hufe, ähnlich wie sie die Schweine haben. Diese letzte Fußform paßte gut für Lebewesen, die in waldigen und sumpfigen Gegenden hausten. Anderen, die in der Steppe oder im Felsengebirge in ständiger Furcht vor stärkeren Gegnern lebten, genügte diese Ausstattung nicht. Ihre Füße wurden mit der Zeit schlanker und ihre Hufe kräftiger. So konnten sie mit fliegendem Start ihren Feinden besser entkommen. Das ist die Linie, die zu unseren Schafen und Rindern führt.

Andere Säugetiere gingen noch weiter. Bei ihnen wurde im Lauf der Zeit die Mittelzehe immer stärker, bis die übrigen verkümmerten und äußerlich nur ein einziger Huf übrigblieb. Das ist der Weg, der zur Familie der Pferde wies. Die Lebensgeschichte des Pferdes ist für den Gelehrten besonders reizvoll, weil sie durch Knochenfunde vom Anfang an bis zum edlen, hochgezüchteten arabischen Vollblut lückenlos durch die Jahrmillionen hindurch belegt ist. Seine Geschichte beginnt vor etlichen 40 bis 50 Millionen Jahren, als ein hundegroßes Geschöpf durch die Steppengebiete der Tertiärzeit schlich. Es hatte einen gut ausgebildeten Kopf und sein Gehirn war größer als das seiner meisten Zeitgenossen. Mit unserem Pferd hatte dieses Urpferd Eohippus äußerlich ebensowenig Ähnlichkeit wie ein Eichhörnchen mit einem Ochsen; aber gewisse Knochen- und Zahnmerkmale lassen keinen Zweifel darüber, daß dieser Zwerg der Stammvater des stattlichen Rosses ist, wie wir es kennen.



Unter den Tieren, die damals in riesigen Herden die Erde bevölkerten, befand sich auch der hundgroße Hyracodus. Er wurde zum Stammvater der Nashörner. Die Ur-Rhinozerosse müssen ungeheuer zahlreich aufgetreten sein; an einem einzigen Berg im amerikanischen Staat Nebraska hat man allein 16 000 Skelette dieser ausgestorbenen Art gefunden.

Das Riesen-Rhinozeros

Nachdem die Säugetiere erst einmal den Weg zu den Dickhäutern eingeschlagen hatten, schossen sie ziemlich schnell in die Höhe. Ein (echtes) Riesen-Rhinozeros mit dem klangvollen wissenschaftlichen Namen Titanotherium erreichte drei Meter Schulterhöhe. Es trug ein entsprechend großes Doppelhorn auf der hochthronenden Nase. Der Gipfel der Riesensäugetiere wurde aber mit dem gigantischen Baluchiterium erreicht. Dieses Rhinozeros-Tier besaß zwar kein Horn auf der Nase mehr, aber mit einer Schulterhöhe von sechs Metern brauchte es selbst einen Vergleich mit den meisten, damals allerdings längst ausgestorbenen Dinosauriern nicht zu scheuen. Dieser Dickhäuter war doppelt so groß wie ein ausgewachsener Elefant! Er sah aus wie ein Mittelding zwischen Elefanten, einem Tapir und einer Giraffe. Er war Vegetarier und fraß wahrscheinlich frisches



DIE ZOOLOGISCHE RUMPELKAMMER *der Erde, wie man Australien genannt hat, ist die Heimat der Känguruhs. Es ist wie alle Beuteltiere, die sich in diesem Kontinent noch erhalten haben, ziemlich altertümlich. Es wirft völlig unausgebildete Junge, die monatelang in der Beuteltasche des Muttertieres ausgetragen werden müssen, bis sie selbständig sind. Foto: Minkowski*

Laub aus den Baumkronen. Nie wieder hat es ein so großes Säugetier gegeben; die Natur hatte den Weg zu den Giganten nicht weiter verfolgt.

In jenen Zeiten aber schwelgte die Natur noch einmal in Riesenformen. In Amerika hauste das Elotherium oder „Schreckensschwein", das wie ein doppelt bewehrtes Wildschwein aussah und so groß wie ein Büffel war. In Südamerika erreichten das Riesengürteltier, das Riesenfaultier und die Riesenwollmaus Megamys Größen bis zu zwei Metern. Außer diesen ziemlich friedfertigen Wesen machten blutgierige Raubtiere von ebenbürtigem Gigantenwuchs die tertiäre Landschaft unsicher. Es gab Löwen, größer als ein Grizzly-Bär, die selbst den stärksten Elefanten erlegt haben müssen. Noch wilder und gewalttätiger aber war der Säbeltiger, aus dessen Oberkiefer zwei lange, rasiermesserscharfe Fangzähne nach unten ragten.

Dschungelkampf in Schwaben

Von der Mordlust dieser Bestie gibt uns mancher Fund noch heute stummen Bericht. So fand man in der Nähe von Memmingen neben einem Dickhäuterskelett einen abgebrochenen Säbelzahn. In grauer Vorzeit mußte im bayerischen Schwaben ein Dschungelkampf zwischen einem elefantenartigen Dinotherium und einem solchen Raubtier stattgefunden haben. Vermutlich hat, so schließen die Vorgeschichtler mit kriminalistischem Scharfsinn, der Säbeltiger den Dickhäuter von der Seite her angesprungen, so daß der ziemlich dünne Zahn abbrach. Der verletzte Räuber entfloh darauf, während der Zahn im Körper des Opfers stecken blieb und wohl eine Wundinfektion verursachte, so daß der friedliche Dickhäuter unter furchtbaren Qualen verendete.

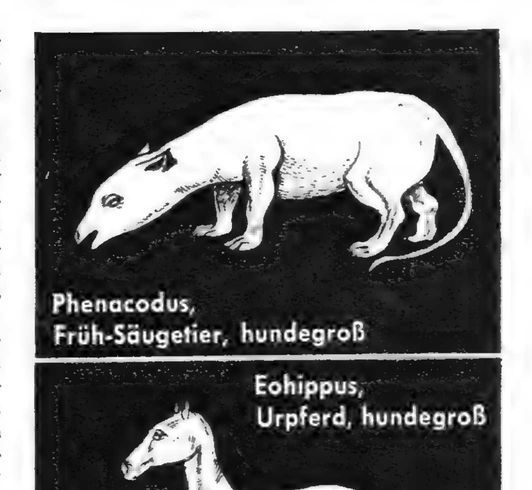
Solche elefantenartigen Dickhäuter kamen im Tertiär sowohl in der Alten Welt als auch in Amerika vor. Während jenseits des Atlantiks das Mastodon nur als markanter Vertreter auftrat, stampfte durch die Alte Welt ebenfalls das Dinotherium, dessen Stoßzähne wie eine gewaltige Hacke nach unten gebogen waren. Wahrscheinlich hat dieser lebende „Bulldozer" damit den Boden nach eßbaren Wurzeln durchwühlt, sicher aber auch, wenn es ihm danach zumute war, starke Baumstämme aus dem Boden gerissen.

Nahe Verwandte der Elefanten haben früher in Deutschland in sehr großer Zahl gelebt. Seit 1700 sind allein in Schwaben Überreste von 3000 dieser Dickhäuter gefunden worden. Rund 100 000 sollen noch nach wissenschaftlichen Schätzungen im schwäbischen Erdreich stecken und auf ihren Entdecker warten. Demgegenüber gibt es in ganz Afrika gegenwärtig nur noch 400 000 Elefanten, während es vor 70 bis 80 Jahren noch etwa vier Millionen waren. Hier hat der Mensch durch rücksichtslose Ausrottung den Bestand fürchterlich dezimiert.

Giganten der Eiszeit

Sicherlich aber ist der Mensch nicht verantwortlich zu machen für das gänzliche Aussterben der eiszeitlichen Großtiere, wie des Mammuts mit seinen übergroßen Stoßzähnen, des Höhlenbären, der ein reiner Pflanzenfresser war, und des Riesenhirsches, der ein gewaltiges, weitklaffendes Geweih trug. Es zeigt sich nämlich, daß Tiere, die eine gewisse Übergröße innerhalb ihres Stammes erreichen, von vornherein anfälliger und daher leicht dem Untergang preisgegeben sind. Beim Mammut kam noch hinzu, daß es an das subarktische Klima hoher Breiten gewöhnt war. Als nach der letzten Eiszeit eine Periode noch stärkerer Erwärmung als heute folgte (während der Bronzezeit), schrumpfte sein Lebensraum, die nordischen moos- und beerenreichen Tundren, gänzlich zusammen, und das Eismeer versperrte ihm ein weiteres Ausweichen nach Norden. In Sibirien und Alaska hat man nicht nur Skelette von ihm gefunden, sondern auch noch Kadaver mit Haut und Haaren, die sich hier in den Regionen des ewigen Schnees wie in einem Eiskeller über die Jahrtausende erhalten haben. Eingeborene und Hunde haben daher auch mit Appetit von dem „tiefgekühlten" Mammutfleisch gegessen. Zwischen den Zähnen der eingefrorenen Riesen fand man noch die Reste ihrer letzten Mahlzeiten, die aus Tundrenpflanzen bestanden.

Fortsetzung auf Seite 17



Phenacodus, Früh-Säugetier, hundegroß



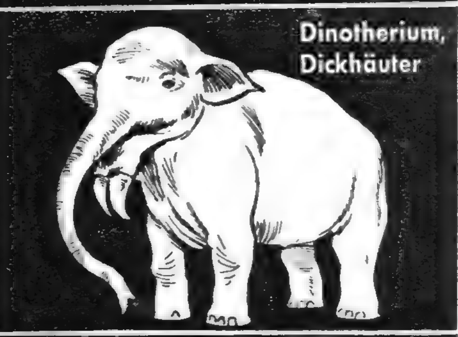
Eohippus, Urpferd, hundegroß



Erotherium, „Schreckensschwein"



Riesenfaultier, 2 m hoch



Moropus, monströses Riesensäugetier

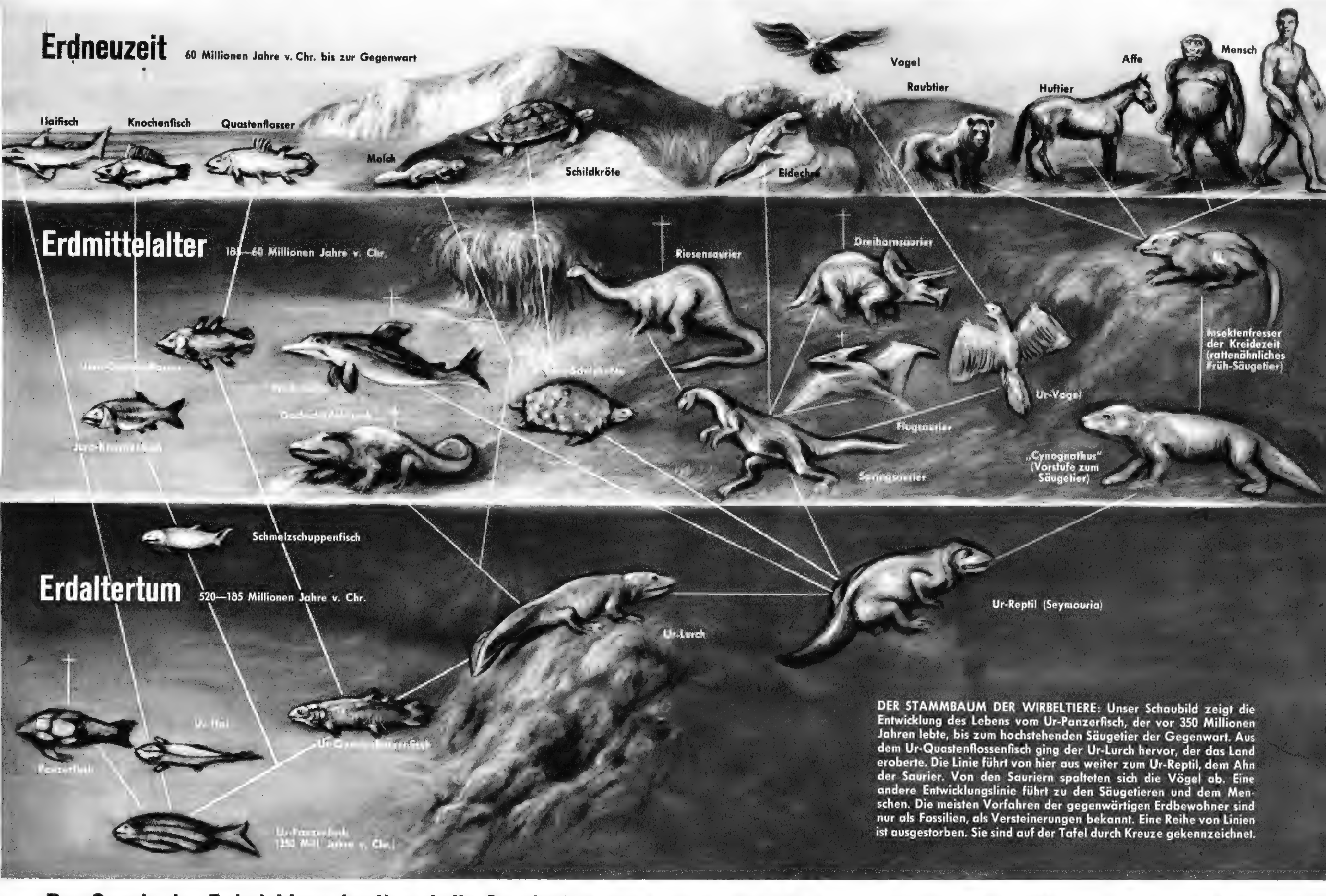


Dinotherium, Dickhäuter



Säbeltiger

Höhlenbär



Das Gesetz der Entwicklung bestimmt die Geschichte des Lebens: Sie führt aus den Tiefen des Meeres bis zum Menschen



GINA LOLLOBRIGIDA, *die zu den erfolgreichsten italienischen Filmstars gehört, steht im Mittelpunkt eines Skandals, der seit Wochen die Gemüter ihrer Verehrer erhitzt. Das treue Kinopublikum vernahm betreten und verblüfft, daß die schöne Gina bisher keine ihrer erfolgreichen Filmrollen selbst gesprochen habe. Nur ihre reizvolle Gestalt ist echt, ihre einschmeichelnde Stimme gehört irgendeiner unbekannten Signorina. In rauher Wirklichkeit spricht sie einen Kutscherdialekt, den man in Italien „Romanaccio" nennt, und den 20 Kilometer vor Rom bereits kein Mensch versteht. So wie ihr geht es noch anderen prominenten Kolleginnen. Auch Alida Valli, Annamaria Ferrero, Cosetta Greco, Lucia Bosé, Silvana Mangano und selbst Pier Angeli filmten bisher stumm. Foto: Meldolesi/Graziani*

Mädchen machen Geschichten

Star Gina Lollobrigida filmt stumm



RITA HAYWORTH, *nach jahrelangem Hin und Her nun doch vor einigen Wochen von Märchenprinz Ali Khan geschieden, buhlt weiter um die Gunst ihres Publikums, das sich drei Jahre lang mit Hayworth-Reprisen begnügen mußte. Ihr erster Film nach dieser Pause, „Affäre in Trinidad", wurde von den Kritikern verrissen und war trotzdem ein Erfolg. Mit ihrem neuesten Film „Salome", in dem sie sich aus sieben Schleiern frei tanzt, will Rita Amerikas Filmfans endgültig wieder erobern. Bei der Premiere des Films, zu der sie schulterfrei in New Yorks Rivoli-Theater erschien, dürfte sie dankbar an Orson Welles gedacht haben: Er hatte auf eine von ihm geplante „Salome"-Verfilmung verzichtet, als er hörte, daß seine ehemalige Frau Rita in einer anderen „Salome"-Version spielen sollte. F.: AP*



BELLA DARVI *hat es geschafft: Ihr Traum, in Hollywood Karriere zu machen, ging schneller als erwartet in Erfüllung. Als Dreijährige kam sie aus Polen nach Frankreich. Studien, Krieg, KZ. Nach ihrer Scheidung von einem steinreichen Industriellen private Einladung nach Hollywood. Fox-Inhaber Zanuck entdeckt und verpflichtet sie für drei Filme, darunter: „Die Tochter der Mata Hari". F.: Lévin/Lutetia*





DOMINIQUE *Wilmers (links) eine Nachfahrin des Malers Rembrandt, fand sich nicht mehr schön genug. Dominique, die man in Paris „die blonde Greco" nennt, ließ sich die Nase operieren und die Haare bleichen (oben). F.: Pandis*



ESTHER WILLIAMS, *als „Meermädchen" in Hollywood nach wie vor stark gefragt, schwimmt auch in ihrer Freizeit leidenschaftlich gern. Sie hat bereits 321 Badekostüme verbraucht. Meist ruhen sie in den Schubladen ihrer Anbeter.*



SIMONE *Signoret wurde in Frankreich als beste Filmschauspielerin des Jahres 1952 ausgezeichnet. Die Pariserin aus Wiesbaden, die wir zuletzt in „Unterwelt von Paris" bewunderten, hat einen Fehler: Sie ist unbelehrbare Kommunistin geblieben. Foto: NF* ▶

Jlja Molin, ehemaliger Oberstleutnant des Staatssicherheitsdienstes, Leiter der Operationsgruppe III bei der Sicherheits-Abteilung des persönlichen Sekretariats Stalins:

Ich war Malenkows Vertrauter



Ilja Molin

Noch vor wenigen Wochen war der Name Malenkow den meisten Menschen unbekannt. Nur die Eingeweihten wußten, daß er bereits seit Jahren der zweitmächtigste Mann der Sowjetunion war. Stalin selbst hat diesen gebürtigen Kosaken unter seinen engsten Mitarbeitern ausgewählt und zum Nachfolger bestimmt. Bedeutet Malenkow Krieg oder Frieden? Wird er die Stalinsche Politik fortsetzen? Darüber rätselt man heute in den Hauptstädten des Westens. Große Überraschung hat es hervorgerufen, daß Malenkow sein Amt als Sekretär der Partei niederlegte. Schon wollten übereilige Beobachter darin ein Krisenzeichen sehen. Doch dürften sich die vagen Hoffnungen, daß sich die obersten Kommunistenführer in einem Diadochenkampf untereinander entzweien, kaum erfüllen. Malenkow hat so viel Macht, daß er jede Opposition im Keim ersticken kann. Der Verfasser unseres Berichtes, der einst selber Untergebener des neuen Roten Zaren war, zeichnet aus persönlicher Anschauung ein Bild Malenkows. Die letzte Folge schloß mit einer Beschreibung von Malenkows Elternhaus in Orenburg.

VIERTE FOLGE

Ich war überrascht: Malenkows Vater war Malenkow selbst — nur etwa um gut 25 Jahre älter, gut 20 Pfund schwerer, also ungefähr 65 Jahre alt und sicher nicht weniger als 220 Pfund schwer. Georgij Malenkow hatte von seinem Vater gemeint, er würde mir gefallen: In der Tat, er glich dem Kosakenataman Emilian Pugatschew aufs Haar.

Er hatte das glatt abrasierte Haar der Kosaken, das ihnen ein Aussehen verleiht, als trügen sie statt der Haare auf einem kahlen Schädel eine Mütze.

Den Bart hatte sich der alte Maximilian Petrowitsch Malenkow nach Kosakenart wachsen lassen. Und jene vielleicht 20 Pfund an Gewicht, die er dem Sohne voraus hatte, schienen mir hauptsächlich auf einen Bauch von enormem Umfang und auf einige äußerst respektable Fleischwülste am Nacken verteilt.

Maximilian Petrowitsch führte mich zuerst in sein Haus, ein Gebäude mit drei Geschossen, das inmitten eines parkähnlichen Waldstreifens lag und darin fast versteckt, jedoch nicht eingezäunt war.

„Ha", sagte er, „Sie kommen also von Moskau her, hierher . . . Sie wollen sich erholen. Ich fahre nach Moskau, wenn es mir hier zu bunt wird, versuche mich dort zu erholen, wenn es mir meine Alte gar zu toll treibt . . ."

Er lachte dazu, sprach dann mit mir über meine Arbeit und die seines Sohnes in allgemeinen Worten, um sich ein wenig über mich ins Bild zu setzen.

Es fiel mir auf, daß seine Art zu sprechen den Wunsch verriet, sich in einer gewählten Form auszudrücken, und in manchen Redensarten kam eine höfliche Verbindlichkeit zum Ausdruck, die in der jungen Generation der Sowjetunion verschwunden ist. Malenkows Vater sprach in einer Art, die man sonst unter jüngeren Leuten als den „Jargon der Abgestorbenen", der Angehörigen der einstmals bürgerlichen Mittelklasse, verspottete und nur im Theater zu Parodien aufleben ließ.

Auch die Einrichtung, die das Wohnzimmer enthielt, in das mich Malenkows Vater geführt hatte, war von der Art, wie sie früher in bürgerlichen Familien üblich war.

Eine etwa 40 Jahre alte, sauber gekleidete Frau, die den Posten einer Köchin versah und die mich Maximilian Petrowitsch gemeldet hatte, trug uns Wein und Backwerk auf.

Malenkows Vater schien in aufgeräumter Stimmung, heiter und sehr froh über die Zerstreuung zu sein, die ihm mein Besuch offenbar bereitete.

Er nutze, wie er sagte, eine einmalige Gelegenheit aus, sich mit einem Mitarbeiter seines Sohnes über politische Dinge aussprechen zu können, da Georgij ihm in solchen Dingen stets nach dem ersten Wort bereits das Wort abschneide. Wir prosteten einander zu.

Malenkows Vater war begeistert über die Karriere seines Sohnes. Auch er selbst schien ein treuer Anhänger des sowjetischen Systems zu sein.

Er sagte: „Ich bin stolz, zu wissen, daß mein Sohn an der Arbeit, die uns Glück und Wohlstand bringt, aktiv teilnimmt, ja, daß er der Regierung dieses Landes in einer so außerordentlich bedeutsamen Zeit angehört."

Mit der Konzilianz eines zaristischen Politikers, der, um sich als Realisten bei der Schilderung des Positiven ausgeben zu können, auch die Mängel staatlicher Institutionen zitiert, sagte er:

„Sicher, Schwierigkeiten stehen uns im Wege. Überall, wo man auch hinsieht: Schwierigkeiten. Aber der Elan, mein Lieber, der ist doch großartig, und



LANGSAM HERAUFGEDIENT *hatte sich Malenkow, bis er zum Schatten Stalins wurde, der dem Meister auf Schritt und Tritt zur Seite stand. Er gehört nicht wie Molotow oder Berija zur „Alten Garde" des Bolschewismus. Denn bei Ausbruch der Revolution 1917 war der junge Kosake Gregorij Malenkow erst 15 Jahre alt. Im Jahre 1925 erhielt er bei Stalin einen kleinen Sekretärposten. Erst seit 1938 genoß er die Auszeichnung, zusammen mit Stalin und seinen „Alten Kämpfern" bei feierlichen Anlässen auftreten zu dürfen.*

es steht doch auf der Hand, daß sich unser Leben gewaltsam verbessert und sich unsere Jugend heute eines froheren Daseins erfreut."

Fast schien es, als lege er es darauf an, mich zu bekehren. Aber er wollte wohl vielmehr sich selbst überzeugen, indem er mir seine Zweifel als Widerspruch aufnötigte. Aber ich ging darauf gar nicht erst ein.

Wir tranken einander zu.

„Wir haben hier in Orenburg schon von Anfang an zu den Dienern des neuen Staates gehört. Ich habe während des Bürgerkrieges die Interessen der Sowjets verteidigt. Wir Kosaken haben uns als treue Diener des Fortschrittes erwiesen."

Maximilian Petrowitsch wischte sich die feuchte Stirne mit dem Taschentuch und seufzte:

„Seit ich nicht mehr im Sattel sitze, nehme ich scheußlich zu. Mit Georgij ist es das gleiche."

Er erzählte von der Jugend Malenkows.

„Er war schlank", sagte er, „drahtig beinahe. Damals, als ich aus dem Kriege zurückkam und er gerade erwachsen genug war, um als Kosak in den Dienst der Roten Armee zu treten, waren wir beide schlank. Ich hatte ihn das Reiten gelehrt, ohne Schonung, bis ihm keiner gleich war und keiner sich Stückchen vorzuführen erlaubte, die Georgij nicht zu überbieten wußte. Mit Säbeln gefochten hat keiner von den jungen Leuten wie er. Aber dafür hat er monatelang Hiebe von mir ertragen. Ich habe ihn richtig geschunden, habe ihm kein Wort zu reden erlaubt und ihm nach Kosakenart gezeigt, daß man sich nicht geschlagen gibt. Das kam ihm später zu Nutzen. Denn er führte den Kampf auch in den Partei-Sekretariaten hart und unerbittlich, gab sich nie geschlagen, war stets länger wach und kampfbereit als alle anderen."

Maximilian Petrowitsch Malenkow hatte auch, was mir erst bei diesem Gespräche auffiel, die Kosakentradition in seiner Kleidung bewahrt.

Er trug, obgleich schon ein alter, greisenhafter Mann, immer noch seine Hose in die Reitstiefel gesteckt, den Kosakengürtel mit den Quasten um seinen enormen Leib geknotet.

„Georgij war ein richtiger Filou", sagte er, voll Heiterkeit sich der Jugend seines Sohnes erinnernd.

„Wenn ich ihn so dann und wann in Moskau besuche, seine Kinder sehe und den Respekt beobachte, mit dem man mich als seinen Vater überall ehrt, dann denke ich meist an diesen jungen, übermütigen und zu allen Streichen aufgelegten Bengel, und denke mir: Das ist dein Sohn, hat sich immer schon Frechheiten herausgenommen, und nun macht er ein ernstes Gesicht und spielt Regierung."

Der Alte lachte, Tränen traten ihm aus den Augen. Er war sehr stolz auf seinen Sohn und ein wenig von der Bewunderung, die man ihm entgegenbrachte, reservierte der Vater anscheinend auch für sich selbst.

„Im vergangenen Kriege, im Weltkriege", so erzählte er, „habe ich bei den Kosakenregimentern gedient. Bei Kriegsende war ich Oberleutnant geworden. Ich führte eine Hundertschaft Kosaken, mit denen ich an der Front allerhand Aufsehen zu machen verstand.

Zuletzt sollte ich sogar noch das St.-Georgs-Kreuz, den zaristischen Orden, bekommen, aber das war schon gegen Ende", sagte er lächelnd. „Und da hatte der Zar wohl solche Eile, daß er auch mich und mein St.-Georgs-Kreuz vergaß."

Plötzlich ging die Türe des Wohnzimmers auf.

Eine alte, etwas über sechzig Jahre alte, einfach, doch sehr sauber gekleidete Frau trat in den Raum.

Maximilian Petrowitsch stellte mich seiner Gattin vor.

Beim ersten Blick schon, mit dem wir einander begegneten, blitzte in mir der Gedanke auf: Georgij Malenkow ist eigentlich von Maximilian Petrowitsch geboren worden, diese Frau ist nur durch Zufall seine Mutter.

Malenkows Mutter hatte gar nichts von der Würde einer alten Mutter. Sie war ein wenig dümmlich und spießbürgerlich. In der auf ihrem Gesicht deutlichen Zufriedenheit hatte sie offenbar alle anderen Bedürfnisse und Regungen aufgehen und zugleich in satter Geruhsamkeit untergehen lassen.

Fortsetzung

Ich war Malenkows Vertrauter

Als sie erfuhr, daß ich ein Mitarbeiter ihres Sohnes sei, zeigte sie eine rührende, schöne Einfalt, denn sie bat mich, ich möge ihren Sohn doch überreden, nicht immer nachts zu arbeiten, was seinen Nerven so schädlich sei.

Maximilian Petrowitsch wurde ganz offenbar durch seine Gattin gereizt, und was sie auch sagte, auf seinem Gesicht zeichnete sich Mißbilligung ihrer Worte ab. Er traf unentwegt mit seiner Hand dazu Anstalten, ihr bei aller Zurückhaltung doch seine Gereiztheit zu zeigen.

Sie sah ihm mit trauriger Hilflosigkeit in die Augen.

Dann entfernte sie sich schließlich, Grüße an den Sohn bestellend, was Maximilian Petrowitsch ein Seufzen der Befreiung abnötigte.

Er stand auf, sagte zu mir: „Mein Lieber, jetzt werden wir uns in meine Datscha begeben. Dort werden wir trinken, und wir werden reden, das ist Kosakenart. Frauen kann man nicht gebrauchen, wenn Männer miteinander reden."

So suchten wir das kleine Gartenhäuschen auf, das inmitten dieses mit Blumen und Ornamenten aus Taxus- und Zypressenhecken überladenen Gartens lag.

Die Köchin hatte dort bereits einen Krug mit Wodka und zwei Gläsern gebracht, und als wir eintraten, verabschiedete sie sich mit einer leichten, in der neuen Sowjetgesellschaft keineswegs üblichen Verbeugung.

Wir tranken, und Maximilian Petrowitsch Malenkow schien erfreut und zufrieden darüber, einen Menschen zu haben, mit dem er sprechen konnte.

Denn er war allein, sehr allein, das spürte ich immer deutlicher. Um ihn zu besuchen, hatte ich die ausdrückliche Genehmigung des Generalsekretärs der Partei in Orenburg einholen müssen, der wiederum seine Zustimmung erst nach einer Nachfrage in Moskau bei Malenkows persönlichem Sekretär erteilte, von dem ich bereits vor Wochen angemeldet worden war.



EINE REINE REPRÄSENTATIONSFIGUR *ist der Präsident der Sowjetrepublik Michael Kalinin gewesen, der hier Stalin an einem Maifeiertag die Hand schüttelt. Kalinin, der vor zwei Jahren gestorben ist, war das nominelle Staatsoberhaupt und erfreute sich einer gewissen Beliebtheit.*

So war die Abschließung, die Malenkow über seinen Vater verhängte, unerbittlich, und sie wird jetzt, nachdem er zum Nachfolger von Stalin geworden ist, vollkommen sein.

„Georgij", sagte der Alte, „sprach mit mir, als ich vor einem Monat in Moskau war, es würden bald große Ereignisse eintreten. Er sagte nicht mehr, und auch dann, als ich in ihn drang, wollte er nichts sagen. Was wird das wohl sein?" fragte er mich, schon überzeugt, daß auch ich es ihm nicht sagen würde oder sagen könnte.

„Ich weiß es nicht, wirklich nicht", sagte ich und versuchte ein Gesicht zu machen, das Aufrichtigkeit ausdrücken sollte.

Aber ich wußte bereits, was geschehen würde. Litauen, Lettland und Estland — sie sollten alle den logischen Scharfsinn Malenkows aufs bitterste am eigenen Leibe spüren, jene kalten, nüchternen und nach den Gesetzen der Logik vollendet durchkonstruierten Planungen über sich ergehen lassen, von denen offensichtlich auch dieser Garten eine war.

Er war eine reine Rechnung. Er war von Malenkow entworfen. Er war mit schönen Blumen und Arrangements überlagert; und er war dennoch kein schöner, kein menschlicher Garten.

„Er hat ihn nie gesehen", sagte der Vater. „Aber geplant hat er ihn, auf dem Papier."

„Aber er ist doch wunderbar", sagte ich, und der Vater erwiderte:

„Wunderbar unpraktisch. Man braucht einen Heerhaufen von Gärtnern, um ihn instand zu halten. Man traut sich nicht, irgendwo Platz zu nehmen, denn dafür ist er zu schön, das stimmt; aber als ein Mensch liebt man doch ein wenig Verwilderung, ein bißchen Anarchie . ."

Was stand zwei Monate später hinter dem Garten des Grauens im Baltikum?

Die Utopie, daß nach allen Opfern und der Herrschaft des Kommunismus auf der ganzen Welt eine Zeit des Glücks anbreche, durch die alle Opfer der Übergangsperioden sinnvoll würden.

Vielleicht war auch der Garten seiner Eltern eine solche Utopie, ein wie das Glück auf die Dauer unbequemes Dorado für den Menschen.

Auch der Garten war fern; wie die Zeit des Glücks hatte Malenkow ihn noch nie gesehen. —

Nachdem ich von meinem Erholungsurlaub nach Moskau zurückgekehrt war, meldete ich mich bei Malenkow.

Als ich sein Arbeitszimmer betrat, kam er mir lächelnd entgegen. Er schlug mir mit der Hand auf die Schulter und erkundigte sich, ob ich den Urlaub gut ausgenutzt und mich zufriedenstellend erholt hätte. Ich antwortete, es ginge mir einigermaßen und ich hoffe bald wieder vollständig zu Kräften zu kommen. Malenkow gebot mir, Platz zu nehmen, und ich setzte mich.

Er steckte sich eine Zigarette an, reichte mir die Schachtel mit einer gleichsam entschuldigenden Geste zu und gab mir Feuer.

Ich war erstaunt und gerührt von der Art seines Verhaltens. Denn den Menschen Malenkow hatte ich bisher noch nie bemerken können, obwohl ich danach vor allen andern Dingen geforscht hatte.

„Unsere Arbeit", so sagte er, „ist bestimmt nicht leicht. Ich kenne das, ich weiß es aus eigener Erfahrung. Die Anforderungen sind hoch, und nach allem sind wir, trotz allen Willens gegen menschliche Trägheit, dennoch Menschen, das heißt, wir werden krank, sobald wir die Arbeit übertreiben. Aber es ist gut, sich für unsere Idee und für unser Land aufzuarbeiten, denn außer der Arbeit, Genosse Molin, das werden Sie noch erfahren, gibt es nichts, nichts. Aber dafür sind Sie vielleicht noch zu jung, dies einzusehen, muß erst einer einsam genug geworden sein . . ."

Er hatte das schnell und bitter, offenbar sich selbst und seine sonst bewundernswerte Selbstkontrolle vergessend, hingesagt; und nun, so schien es, hatte er plötzlich gemerkt, daß er mich zu einem unliebsamen Zeugen gemacht hatte. Er wechselte das Thema:

„Sehen Sie mich an. Ich bin in den Revolutionstagen groß geworden. Damals konnte man sich auf keine Schulen begeben. Wir hatten Wichtigeres zu tun. Ich bin Kosake, und als solcher zog ich nach der Revolution zur Verteidigung des Sowjetstaates in den Kampf. Aber es sind nicht die Schulen allein, die entscheiden. Ich habe mir in den Jahren, die ich im Sekretariat der Partei tätig war, die erforderliche Bildung erworben. Wichtig ist vor allem, daß ein Mann zu denken versteht, und denkt er in unserem Geist, so ist er allen überlegen. Das System der Kapitalisten ist das Geld. Unser Kapital ist eine neue Art des Den-

kens, der sie nichts entgegenzusetzten haben. Heute stehen diese Staaten bereits in unlösbaren Krisen. Und diese Krisen werden sich verstärken."

Er trug dies in einer hämmernden, beinahe fanatischen Art vor. Dann ging er auf die Rolle der kommunistischen Partei im Ausland ein, und kam dann auf die Aufgaben der WZIK-Schüler zu sprechen.

„Ich habe mich, Genosse Molin, nicht umsonst bei Ihnen stets nach der Vertrauenswürdigkeit eines Kursanten bei meinen Besichtigungen Ihrer Schule zuerst erkundigt und Sie stets gefragt: Kann er logisch denken. Denn beides, die absolute Zuverlässigkeit und die Fähigkeit, unerbittliche logische Konsequenz zu bewahren, machen einen jeden Funktionär, der die WZIK-Schulen des Landes verläßt, zu einem Kämpfer, dem niemand gewachsen ist."

Dann erteilte er mir den Auftrag, nach einer Liste, die mir noch zugestellt werden würde, zwei Dutzend der WZIK-Kursanten meiner Schule für einen Empfang im Außenministerium vorzubereiten.

Er sagte zu mir:

„In unserem Lande geschieht nichts, was der Regierung verborgen bliebe und was nicht ihren Entscheidungen entspricht. Sie wissen, Genosse Molin, welcher Art der Einsatz ist", sagte er, und ich bejahte, während er fortfuhr: „Die Kursanten, die in den nächsten Wochen abgestellt werden, um bestimmte entscheidende Aufgaben in den vorderasiatischen Ländern zu erfüllen, sollen auch das Gefühl haben, daß die Regierung der Sowjetunion hinter ihnen steht."

Ich hatte wenige Tage später unter meinen Schülern eine Auswahl zu treffen und die geeigneten für den von Malenkow erwähnten Empfang im Außenministerium vorzubereiten. Ihr Auftrag war, zunächst in die östlichen Grenzgebiete der Sowjetunion zu reisen und dort weitere Weisungen abzuwarten. Ich suchte 23 Schüler aus und begleitete sie selber in das Außenministerium.

Um keine Zweifel über die Bedeutung aufkommen zu lassen, welche die Regierung ihrem Einsatz beimaß, hatte man den damaligen, inzwischen verstorbenen Präsidenten des Rates der Sowjetrepublik, Michael Kalinin, als Vertreter der Regierung zu diesem Empfang delegiert. Das Außenamt hatte den Genossen Dekanossow, der damals stellvertretender Außenminister war, entsandt. Georgij Malenkow, der jene Säuberungswellen dirigierte, für die jene 23 Kursanten ausersehen waren, war zu dem Empfang als Vertreter der Partei erschienen.

Kalinin sprach als erster. Er erhob sich, blinzelte hinter seinen dicken Gläsern. Dann strich er hüstelnd, da er wohl den Anfang seiner Rede allzu flüchtig memoriert hatte, über seinen Bart. Schließlich begann er, wohl darauf vertrauend, daß ihm, nach einer Abschweifung über Lenin und Stalin, der Anfang seiner eigentlichen Rede schon einfallen würde. Nach einer beträchtlichen Anhäufung von Gemeinplätzen hatte er sich schließlich auch gefunden. Er ließ sich über die tiefe Bedeutung aus, welche die Regierung den Aufgaben der 23 Kursanten beimesse; er empfahl ihnen, unerbittlich und hart zu sein und nie zu vergessen, daß ein revolutionärer Staat nicht ruhen und sich den Angriffen seiner Feinde ausliefern dürfe.

Dekanossow verlas hierauf eine Liste, die neben den Namen der für den Einsatz bestimmten WZIK-Schüler zugleich die Funktion und den Befehlsbereich enthielten; und nachdem dies geschehen war, sprach Malenkow, der ganz offensichtlich für sie ebenso wie für den Einsatz der Operationsgruppen in Riga die Pläne und Anweisungen entworfen hatte. Er sagte unter anderem: „Die Regierung kann sich mit Ihrer Funktion nicht öffentlich identifizieren. Es muß Ihnen genügen, durch mich zu erfahren, daß man Sie, weil Sie unser Vertrauen besitzen, mit einer der wichtigsten Aufgaben betraut, die es augenblicklich zu erfüllen gilt."

Nach dem Empfang zogen sich Kalinin und Dekanossow in einen Nebenraum des Konferenzsaales zurück. Malenkow folgte ihnen, nachdem er noch einmal mit dem gleichen starren Blick, mit dem er mich zu mustern pflegte, einen jeden der neben ihren Klubsesseln stehenden Kursanten betrachtet hatte. Kurz darauf wurde ich ebenfalls in den Nebenraum gerufen.

Malenkow sagte zu mir, daß er mich, weil er glaube, ich bedürfe meiner Gesundheit wegen einer Pause, vorläufig mit keiner weiteren Aufgabe als der betrauen werde, Stellvertreter des Genossen Kusowlew zu sein. Aber meiner Gesundheit ungeachtet werde er, wenn Not am Manne sei, auf mich zurückgreifen. Er tat dies auch.

Fortsetzung folgt

Fortsetzung von Seite 11

Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde

Die Säugetiere schufen eine völlig neue Welt von Lebewesen auf der Erde. Ihre Warmblütigkeit, die Pflege der Jungen und die intensivere Ausnutzung der Nahrung durch ein vollendetes Gebiß erschlossen ihnen viel stärker, als es den Reptilien im Erdmittelalter vergönnt war, die ganze Mannigfaltigkeit der Erdräume. Und sie machten Gebrauch von den ihnen gebotenen Möglichkeiten: Sie bevölkerten nicht nur in bunter Fülle das Land, sondern sie stürzten sich auch mit Otter, Robbe, Walroß und Walen in Flüsse und Meere. Sie eroberten sich mit Flugeichhörnchen, Fledermäusen und Fliegenden Hunden mehr und mehr die Luft. Hier zeigen sich auch gewisse Parallelen zu den Sauriern, die sich Jahrmillionen vor ihnen gleichfalls vom Lande aus in das feuchte und das luftige Element wagten.

Die schönste aller Welten

Diese reiche Entfaltung ist mit einer weitgehenden Spezialisierung verbunden. Sie bedeutet, wie die Erfahrung der paläontologischen Wissenschaft lehrt, eine Einseitigkeit und eine Festlegung auf bestimmte Entwicklungslinien. Das Huftier zum Beispiel ist auf Pflanzennahrung spezialisiert, das Raubtier auf Jagd und Fleischgenuß. Bei den Pferden ist alles speziell auf die Schnelligkeit eingerichtet; sie sind unter den Tieren die Weltmeister im Rennen. Nun zeigt sich aber, daß neue Formen sich überall nur aus gering spezialisierten Lebewesen entwickeln. Zu diesen nichtspezialisierten Tieren gehören die Affen und Menschenaffen. Sie sind in ihrem Körperbau gewissermaßen ursprünglich, „primitiv" geblieben. Hände und Füße besitzen bei ihnen noch fünf Finger bzw. Zehen. Weder Füße noch Hände sind speziell für das Rennen eingerichtet. Auch sind ihre Fingernägel nicht raubtierartig geschliffen. Und ihr Kopf ist nicht durch Hörner und Geweihe mit einem besonderen Verteidigungsapparat ausgestattet.

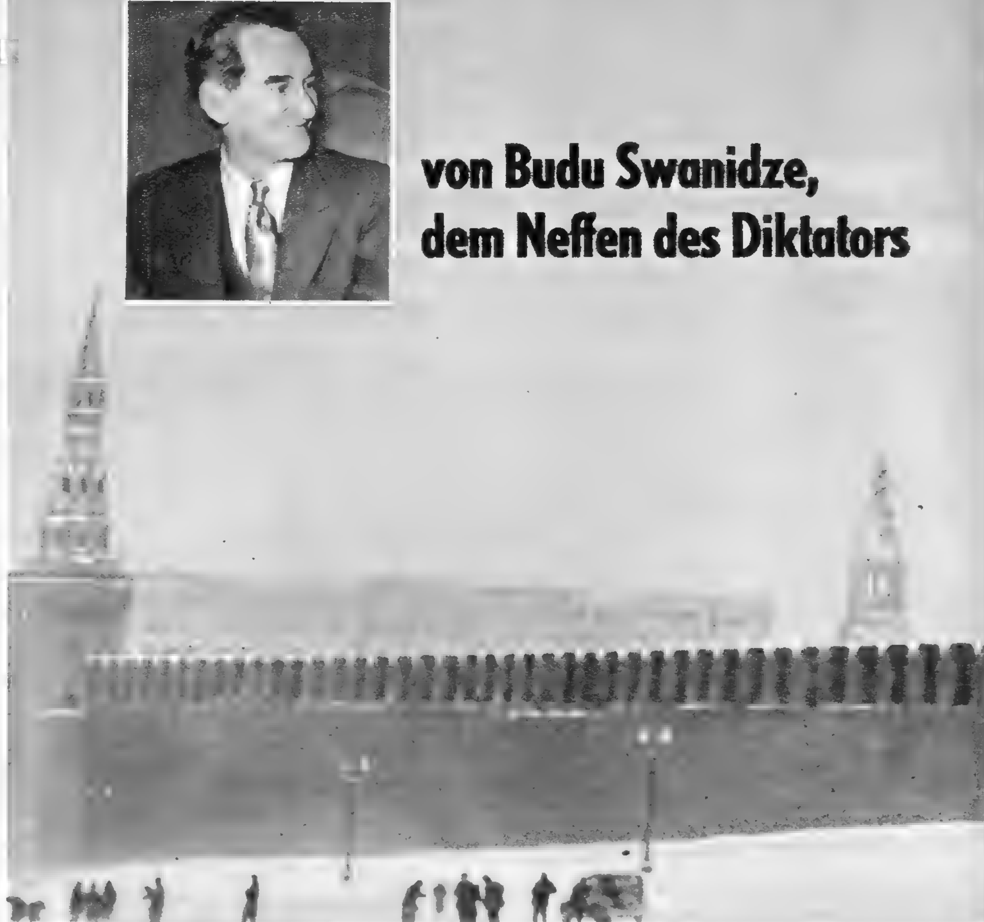
Und diese verhältnismäßig ursprünglich gebliebene Gruppe ist es, aus der am Ende der Tertiärzeit als letztes wirklich neues Wesen der Mensch erscheint. Das Neue, das der Mensch mitbringt, liegt in seiner Gehirnentwicklung. Sie befähigt bereits die Affen und Menschenaffen zu höheren geistigen Leistungen als alle anderen Tiere. Das Gehirn liefert dem Menschen zusammen mit dem aufrechten Gang und den von der Körperlast befreiten Händen und ihrem Fingerspiel die wichtigsten Voraussetzungen dafür, daß sich in ihm die Fackel des Geistes entzünden und er sich seiner selbst und der Natur bewußt werden konnte.

Aber auch die Außenwelt hatte sich auf das Erscheinen des Menschen, fast möchte man sagen, vorbereitet. Wie in einer großen Harmonie mit der Entwicklung des Menschen, der zur „Krone der Schöpfung" wurde, vollendete sich auch die Natur. Sie schuf durch die Fülle der Farben und den Duft der Blumen und Blüten, durch den Gesang und den Federschmuck der Vögel das reiche malerische Bild, das die Welt heute bietet: eine Welt, die man, zumindest von ihrer äußeren Erscheinung her, als die schönste aller bisherigen Welten bezeichnen muß.

Die Deutsche Illustrierte setzt ihren großen Forschungsbericht „Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde" in einigen Wochen mit dem Thema fort:

„Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde..."

Mein Onkel



von Budu Swanidze, dem Neffen des Diktators

Aus rein persönlichen, nicht politischen Motiven verließ Budu Swanidze die Sowjetunion, um sich im Westen niederzulassen. Hier schrieb er seine Erinnerungen an Stalin, der für ihn nur Onkel Joseph war. Er sieht ihn als nahen Verwandten in der Umgebung seiner Freunde und seiner Familie, so, wie er sich privat, völlig ungezwungen gab. Das Bild, das er von Stalin zeichnet, ist daher nicht erschöpfend, es zeigt einen fast spießbürgerlichen Menschen und nicht den erbarmungslosen, kaltherzigen Tyrannen, an dessen Händen das Blut von Millionen hingeschlachteter Menschen klebt. Dennoch ist sein Bericht ein menschliches Dokument von historischer Bedeutung: er schildert Stalin so, wie ihn nur wenige kennen, er führt den Leser in die Villa des Diktators am Schwarzen Meer, in luxuriöse Erholungsheime für die „Sowjetelite" auf der Krim, hinter die drohenden Mauern des Kreml, in den Bunker, den Stalin während der großen deutschen Offensive im Winter 1941/42 bewohnte.

VIERTE FOLGE

Am Neujahrsmorgen 1942 durfte ich mit Genehmigung meines Onkels eine Stunde länger schlafen. Poskrebyschew hatte den üblichen Werktagsablauf für die Sekretäre im Stalinbunker geändert. Mein Onkel war jedoch trotz der anstrengenden Silvesterfeier wie jeden Morgen schon in aller Frühe auf den Beinen.

Um 11 Uhr rief Swetlana an und bat mich, in ihr Büro zu kommen.

„Ich muß dich um eine Gefälligkeit bitten, Budu. Unsere Großmutter ist sehr krank. Ich wurde gerade aus Tiflis angerufen. Irgend jemand der Familie muß jetzt zu ihr. Und außer dir und uns kommt niemand in Frage. Würdest du gehen?"

„Hast du Onkel Joseph gefragt?"

„Ja, er sagt, du könntest gehen. Du kannst ein Flugzeug nehmen. Hin- und Rückreise werden dann nicht länger als drei Tage dauern."

Ich sah, wie sehr mein Onkel doch ein Georgier war. Aus familiären Gründen gab er mir ohne Zögern Urlaub, den er unter anderen Umständen nie genehmigt hätte.

Die Deutschen standen noch immer ziemlich nahe vor Moskau. Die Douglas-Maschine mußte einen weiten Umweg machen, um den deutschen Jagdflugzeugen zu entgehen. Anfangs hielten wir genau östlichen Kurs, auf die Wolga zu, um später südlich abzudrehen, Richtung Astrachan. In fünf Stunden waren wir dort. Ich stieg in ein gewaltiges Flugboot um, das mich über die eisbedeckte Kaspische See nach Baku brachte. Von dort nach Tiflis benutzte ich die Eisenbahn.

Ich kam gerade noch rechtzeitig, um unserer Großmutter die Augen zuzudrücken. Sie wurde auf dem Friedhof des König-David-Konvents beigesetzt, neben der Mutter meines Onkels, Jekatharina Gueladze Dschugaschwili.

Am 5. Januar war ich wieder in meinem Büro. Stalin ließ mich sofort rufen. Er bat mich um einen genauen Reisebericht und ich mußte ihm die letzten Augenblicke im Leben meiner Großmutter in allen Einzelheiten erzählen. Poskrebyschew kam während der Unterhaltung zweimal ins Büro und jedesmal befahl ihm mein Onkel, uns nicht zu unterbrechen.

„Hast du das Grab meiner Mutter gesehen?" fragte Onkel Joseph.

„Ja!"

„Wie sieht es aus?"

Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihm zu sagen, daß ich es in ziemlich verwahrlostem Zustand angetroffen hatte. Er notierte sich etwas.

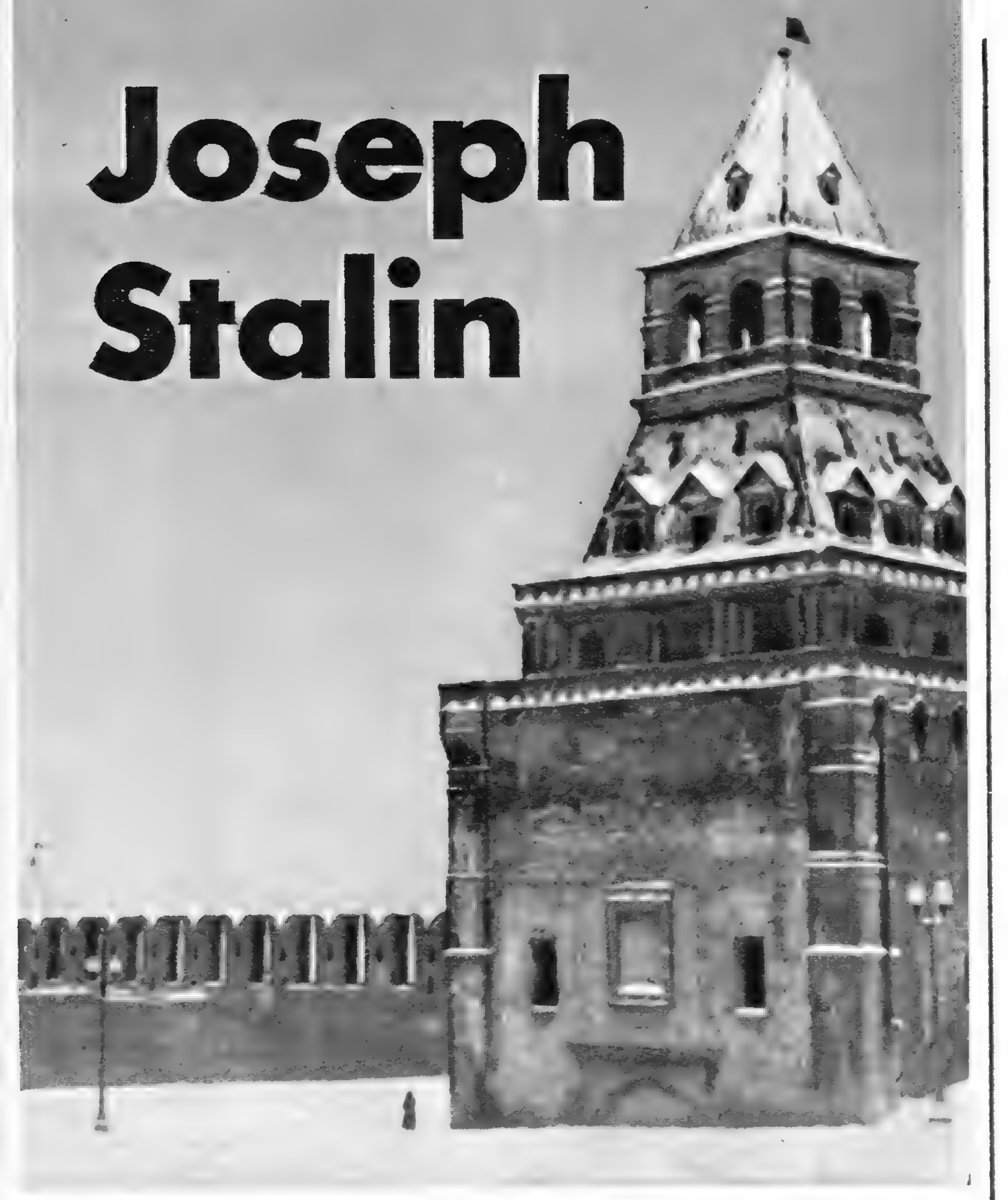
„Ich werde Gogoberidze anrufen. Er ist der Präsident des Sowjets von Tiflis. Der Grabstein muß so bald wie möglich wieder hergerichtet werden. Ich hatte keine Zeit, das Grab meiner Mutter zu besuchen. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, wäre Swetlana hingefahren."

Ich konnte sehen, daß meine Nachricht für ihn sehr schmerzlich gewesen war und bedauerte schon, daß ich ihm die Wahrheit gesagt hatte. Offensichtlich erriet er meine Gedanken.

„Du mußt mir immer die Wahrheit sagen, Budu. Ich hätte dir nie vergeben, wenn du mir nicht über den schlechten Zustand von Mutters Grab erzählt hättest. Du weißt, wie sehr ich meine Mutter liebe für all das, was sie für mich getan hat. Kümmere dich bitte darum, daß Gogoberidze meine Instruktionen auch durchführt."

Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück. Die Tage waren lang und anstrengend und abends war ich froh, wenn ich mich

Joseph Stalin



Copyright by Opera Mundi, Paris

auf mein Feldbett legen konnte. Nach ungefähr einer Woche bekam ich ein Telegramm von Gogoberidze, daß das Grab in Ordnung gebracht worden sei. Ich rief sofort meinen Onkel an. Er dankte mir herzlich und lud mich ein, zum Abendessen zu kommen. Die Mahlzeit war einfach — wie gewöhnlich. Statt Fleisch gab es gebratenen Karaß, eine Art Schleie. Der einzige Gast des Abends war Ter-Oganessow, der Regierungsbevollmächtigte für das Wolgagebiet. Ich kannte ihn nicht, doch nach seinem Akzent zu urteilen, war er Armenier. Er war gerade aus Kuibyschew zurückgekommen, wo sämtliche Akten, Unterlagen und Dokumente der Regierung und des diplomatischen Korps verlagert worden waren, als die Deutschen auf Moskau marschierten.

Ter-Oganessow kam in besonderer Mission zu meinem Onkel: Der einbalsamierte Körper von Lenin, der ebenfalls aus dem Mausoleum auf dem Roten Platz nach Kuibyschew gebracht worden war, sollte nach Kasan weitergeschickt werden. Anscheinend zerfiel der Leichnam und die Fachleute hatten der Ansicht Ausdruck gegeben, daß er nicht mehr lange erhalten werden könne.



STALINS MUTTER KEKE *Dschugaschwili, die Tochter eines georgischen Leibeigenen, vergötterte ihren Sohn. Unser Bild zeigt sie in Begleitung von Swetlana Stalin bei der Ankunft auf dem Moskauer Flugfeld Tuschino. Es war ihr letzter Besuch im Kreml.*

Stalin gab strikten Befehl, daß jeder Versuch unternommen werden solle, Lenins Körper zu erhalten, „um jeden Preis".

„Unser Volk ist sehr abergläubisch", sagte er. „Wenn Lenins Mumie zerfällt, wird es sofort als böses Omen ausgelegt. Die Furcht des Volkes könnte sogar den Fortgang des Krieges entscheidend beeinflussen."

Er befahl die sofortige Restaurierung des Leichnams. Danach sollte er in ein Mausoleum in der Wolgagegend gebracht und von Zeit zu Zeit Fronturlaubern zur Besichtigung freigegeben werden.

Während der Unterhaltung erfuhr ich eine ganze Anzahl interessanter Einzelheiten, die mir vorher unbekannt waren. So sagte Stalin beispielsweise im Zusammenhang mit dem Entschluß des Politbüros, Lenins Körper einzubalsamieren: „Damals war es Krassin, der den Vorschlag machte. Er meinte, das russische Volk verehrt Reliquien. Um sie dazu zu bringen, das Sowjetregime als russische Nationalregierung anzuerkennen, müssen wir ihnen die Reliquien Lenins geben. Wir bekommen dadurch einen neuen heiligen Wladimir sowjetischer Prägung!"

Wladimir, Lenins Vorname, bedeutet auf deutsch „Beherrscher der Welt".

Stalin fuhr fort: „Anfangs war ich vom Zynismus der Worte Krassins entsetzt, doch schließlich stimmte auch ich für den Vorschlag. Jetzt können wir nicht anders, wir müssen den Ritus beibehalten, den wir einst selber schufen."

Im Verlauf der Unterhaltung erzählte uns Ter-Oganessow ein Erlebnis, dessen Zeuge, wie er behauptete, er selbst gewesen sei.

Während der Kollektivierung der Bauernhöfe und Güter sei eine alte Bauersfrau nach Moskau gekommen und zu Lenins Mausoleum gegangen, dem größten Wallfahrtsort der Hauptstadt. Vor dem Sarge sei sie auf die Knie gefallen und habe laut gebetet, ohne der Totenwache zu achten: „Genosse Lenin, unser großer Beschützer, rette uns vor den Teufeln, den Kommunisten und ihrem Erzteufel Stalin."

Mein Onkel lachte aus vollem Halse über diese Anekdote. Dann wurde er plötzlich ernst und sagte zu Ter-Oganessow, den er erstmalig mit seinem Vornamen anredete:

„Siehst du, Georgij, diese Geschichte zeigt, daß wir wirklich eine russische





Nationalregierung geworden sind. Es ist nicht wichtig, daß die Alte mich einen Erzteufel schimpfte. Wichtig ist nur, daß sie zu Lenin kam, um zu beten. Nicht zu irgendeinem Heiligen der Zarenzeit. Als der Krieg ausbrach, war meine größte Sorge, wie wohl die Bevölkerung auf die ersten militärischen Niederlagen reagieren würde, die wir unvermeidlicherweise einstecken mußten. Heute weiß ich, daß uns alle als rechtmäßige Regierung Rußlands anerkennen. Infolgedessen gibt es für mich auch keinen Zweifel, daß wir den Krieg gewinnen werden, ganz gleichgültig, wie lange er dauern wird."

Die Unterhaltung dehnte sich zu einer langen Konferenz aus, in der mein Onkel immer wieder auf die Restaurierung der Mumie Lenins zurückkam. Schließlich sagte er: „Wenn es vollkommen unmöglich ist, den Leichnam zu erhalten, müssen wir sie durch irgend etwas ersetzen, vielleicht durch eine künstliche Figur. Sie muß aus besonderem Material sein, fest, solide. Sie muß vollkommen lebensecht aussehen. Eine schwierige Arbeit, die aber perfekt gemacht werden muß."

Und genau dies mußte schließlich auch getan werden. Ich hörte später, daß die einbalsamierte Leiche Lenins durch eine künstliche Figur ersetzt worden ist, die in Kasan von einem Bildhauer-Kollektiv angefertigt worden war. Die Künstler hatte Berija persönlich ausgesucht. Es gelang ihnen, eine vollkommen originalgetreue Wiedergabe des Leichnams zu schaffen. Die echte Leiche wurde verbrannt, die Asche in eine Urne getan, die in der Wolga versenkt wurde — in der Nähe von Ulianowsk, wo Lenin-Ulianow 1870 geboren wurde.

Die Pilger aus allen Teilen der Sowjetunion, die heute geduldig vor dem Mausoleum auf dem Roten Platz warten, um einen Blick auf den Körper des Heiligen des russischen Kommunismus zu werfen, blicken nicht auf Lenins Leichnam, sondern auf eine simple künstliche Puppe.

Im März 1943 erlitt ich eine Kopfverletzung durch einen Splitter einer deutschen Luftmine. Ich kam in ein Moskauer Krankenhaus. Dort besuchte mich bald Swetlana. Sie lud mich ein, meinen Erholungsurlaub auf einem Jagdschloß in Bolschewo zu verbringen, wo Stalin auf Anraten seiner Ärzte Erholung in der frischen Waldluft suchte.

Am 12. April fuhr ich schließlich in einem Wagen, den mir mein Kommandeur, General Grozaenko, ausgeliehen hatte, zu meinem Onkel Joseph. Sein Refugium war scharf bewacht. Rings um das Schloß zog sich ein weiter Sicherheitsgürtel, der nicht betreten werden durfte. Doch schon um in seine Nähe zu kommen, benötigte man einen besonderen Paß. Dieser Ausweis war schwer zu bekommen, er trug die Unterschrift Viktor Abbakumows, des damaligen Staatssicherheitsministers der Sowjetunion. Während der Fahrt wurde ich von Posten an jeder Straßengabelung angehalten. Erst als ich meinen Paß vorwies, durfte ich weiterfahren. Allerdings, gleich beim erstenmal wurde mir ein Feldwebel mitgegeben, der mir angeblich den Weg zeigen sollte, vermutlich jedoch noch andere Funktionen hatte. Die Straße durch den Sicherheitsgürtel war noch verhältnismäßig gut. Wir kamen zu einem kleinen Waldsee, der den Namen Krebsteich trug. Dahinter wurde der Weg so eng und so schlecht passierbar, daß mein Fahrer anhielt und es ablehnte, weiterzufahren. Der Boden war bedeckt mit abgebrochenen Ästen, Steinen und allen möglichen Schrotteilen, so daß der Chauffeur zu Recht befürchtete, daß die Reifen Schaden nehmen würden.

„Bis zum Hause ist es noch etwa drei Kilometer", bemerkte der Feldwebel. „Wollen wir zu Fuß gehen?"

Wir setzten uns in Marsch. Ich fragte: „Muß Genosse Stalin den Weg auch laufen?"

„Nein. Er fährt in einem Jeep. Der ist gerade richtig für diese Straße."

Endlich tauchte vor uns ein kleines Holzhaus auf, das als Forsthaus Nr. 1 bezeichnet wurde. Während der Anwesenheit Stalins waren hier 15 Wachsoldaten stationiert, die unter dem Kommando eines Obersten Palzow standen. Mein Feldwebel stellte mich dem Obersten vor, der mich dann weiterführte vorbei an einer Baumschule von dreijährigen Tannen. Jenseits der Pflanzung war das drei Stockwerk hohe Holzhaus, das ehemalige Jagdschloß des Fürsten Scherementiew, das 1722 als Aufenthaltsort für große Jagdgesellschaften in den weiten Wäldern errichtet worden

war. Swetlana hatte mich kommen sehen und kam mir entgegengelaufen.

„Ich bin ja so froh, dich zu sehen", rief sie aus. „Es ist schrecklich langweilig hier. Papa mag seine Freunde nicht herbitten. Es ist alles so schwierig und die Reise dauert so lange."

Wir gingen ins Haus. Eine Wendeltreppe führte in den ersten Stock. „Papas Büro ist hier oben", erklärte Swetlana. „Du schläfst noch einen Stock höher. Im Zimmer neben meinem."

Sie führte mich in Stalins Zimmer. Er trug einen grauen Bademantel, gewaltige Filzpantoffeln und eine kaukasische Lammfellmütze. In diesem Aufzug hatte ich ihn noch nie gesehen. Ich muß wohl ein sehr überraschtes Gesicht gemacht haben, denn er sagte: „Sag' selbst, ist das nicht ein fürchterliches Kostüm? Es war natürlich Swetlana, die mir diese verdammte Mütze überstülpte und mir den Bademantel und die Latschen aufzwang. Zum erstenmal in meinem Leben bin ich so albern angezogen. Ich muß wirklich alt werden, daß man mich so lächerlich machen kann!"

„Aber Papa, es ist doch sehr praktisch", fiel Swetlana ein. „Du ruhst dich so viel besser aus, als wenn du in Kittel, Hosen und schweren Stiefeln herumlaufen würdest. Und außerdem sieht dich doch kein Mensch hier."

Nach wenigen Minuten verließ uns Swetlana und ich mußte Onkel Joseph von meinem Krankenhausaufenthalt erzählen. Das Gespräch wurde immer wieder durch Telefonanrufe unterbrochen, die Molotow, Malenkow, Konjew, Schukow und viele andere anmeldeten. Dabei beobachtete ich, wie präzise die Fragen meines Onkels waren, wie rasch er sich über die militärischen und diplomatischen Fragen klar wurde, mit welcher Entschlossenheit er Probleme der Lebensmittelversorgung, der Kriegsindustrie oder des Verkehrs innerhalb von Minuten löste. Immer versuchte er jedoch den Eindruck zu erwecken, als schlage er nur vor und kritisiere, nie, als gebe er Befehle.

Einen etwas schärferen Ton schlug er bei einem Gespräch mit Kossigin an: „Warum werden die Flugzeuge noch immer nicht auf dem Fließband hergestellt? Ich habe es Ihnen doch gesagt, bevor ich wegfuhr. Koordinieren Sie das sofort mit Kaganowitsch, Mikojan und Gurewitsch, aber vergessen Sie nicht, daß Sie der Verantwortliche sind! Wir brauchen in diesem Sommer 5000 zusätzliche Flugzeuge. Auf jeden Fall. Nur das spielt eine Rolle. Ihre Streitereien mit den Fabrikdirektoren interessieren mich überhaupt nicht. Sagen Sie ihnen, daß ich darauf bestehe. Die Flugzeuge müssen in spätestens drei Tagen vom Fließband rollen. Und wenn die Direktoren meinen, daß sie dadurch anderen Aufträgen nicht mehr nachkommen können, dann liegt es bei Ihnen, eine Lösung zu finden. Das geht mich nichts an. Ich kann mich nicht um jede Kleinigkeit kümmern. Und nochmals: Sie sind verantwortlich, wenn wir die Flugzeuge nicht kriegen!"

Fortsetzung folgt

Fortsetzung von Seite 11

Wenn die Begum lächelt

ter, die mich bei allen Frauen, denen ich im Leben begegnete und die mir mehr bedeuteten als eine flüchtige Bekanntschaft, jenes strahlende, aus der Heiterkeit des Herzens kommende Lächeln suchen ließ, das meine Kindheit und erste Jugend verschönte ..."

Mitte April nimmt der Prinz Abschied von Indien. Sein Blick gleitet noch einmal über Bombay, als das Sonderflugzeug in niedriger Höhe eine große Schleife über der Stadt zieht. Er sieht die Türme des Schweigens in der Vorstadt Malabar Hill, streift das mächtige Rathaus und das wuchtige Tor am Hafenkai, durch das einst Queen Victoria ihren Einzug in Indien hielt.

Ja, die Queen, erinnert er sich. Eine imponierende Erscheinung! Kaum kann ich es glauben, daß ich noch an ihrer Seite im Buckingham Palace sitzen durfte. Es ist so lange her!

Ein paar Augenblicke beobachtet er einen großen, schneeweißen Passagierdampfer, der dort unten gerade von der Bombayer Mole ablegt.

Auch Aga Khan kann sich den seltsamen Gedankenverbindungen nicht entziehen, die oft bei alten Menschen Eindrücke der Gegenwart mit Geschehnissen ihrer frühen Jugend verknüpfen.

„Mit so einem Dampfer bin ich das erstemal nach Europa gefahren", sagt er zu der neben ihm sitzenden Begum und deutet mit dem dicken Zeigefinger hinunter auf das schmucke Schiff. „Das war im Frühjahr 1898 ..."

Lernen, immer nur lernen ...

„O lala", lacht die Begum, „so weit kann ich gar nicht zurückdenken. Das war ja mehr als zehn Jahre vor meiner Geburt ..."

„Da siehst du eben mal, was für einen alten Mann du geheiratet hast", scherzt der Prinz, um gleich darauf unvermittelt ernst zu werden.

„Als ich damals vom Promenadedeck des Flaggschiffes der Cunard-Line meiner Mutter zum Abschied zuwinkte, ahnte ich noch nicht, daß ich an der Schwelle zwischen Morgen- und Abendland stand und sie in den folgenden Jahren überschreiten würde ..."

*

Am 2. November 1877 in Karachi, der heutigen Hauptstadt Pakistans, geboren, wächst Aga Khan in der vornehmen Isolation einer der führenden Familien des Landes heran.

Indien ist in jener Zeit von krassesten Gegensätzen zerrissen. Über zweihundert verschiedene Dialekte schaffen unüberwindliche Klüfte, Seuchen dezimieren die Bevölkerung, die Armut schreit zum Himmel. Eltern verkaufen ihre Kinder, um den nagenden Hunger zu stillen. Und neben diesem unvorstellbaren Elend leben fünfhundert Prinzen in märchenhaftem Reichtum. Zeitgenossen berichten, daß damals überspannte, größenwahnsinnige und grausame Maharadschas Säuglinge als Köder für ihre Tigerjagden erwarben.

Schon mit acht Jahren verliert Aga Khan seinen Vater und wird damit als Aga Khan III. lebender Gott für Millionen Gläubige, die sich als Ismaeliten bezeichnen und in einer mohammedanischen Sekte zusammengeschlossen haben.

Bis zu seinem 20. Lebensjahr kennt Aga Khan unter der Aufsicht seiner Mutter, einer ehemaligen persischen Prinzessin, nur eine Aufgabe: sich in intensivem Studium auf sein hohes Amt als religiöses Oberhaupt vorzubereiten. Aus Europa werden die besten und fähigsten Hauslehrer verpflichtet. Der Prinz ist ein hervorragender Schüler. Schon als Jüngling beherrscht er fünf Sprachen, kennt ganze Passagen aus den Werken des persischen Dichteridols Hafis auswendig und diskutiert mit Sachkenntnis über Shakespeare und Molière.

In schwärmerischer Verehrung hängt er an seiner Mutter, deren exotisch aparte Schönheit ihm zeit seines Lebens vorschweben wird und mit deren bezaubernder Erscheinung er immer alle Frauen vergleicht, um die er sich später als Mann bewirbt.

Unverrückbar lebt in seinem Innern der Leitsatz der Lady Ali Shah: „Lieber tot als ein Ignorant sein!"

Mit eifrigem Lernen geht so auch das Jahr 1897 zu Ende. Da übermittelt eines Tages der residierende britische Vizekönig, Lord Curzon, dem jungen Aga Khan eine persönliche Einladung der Queen Victoria nach London.

Das Abendland öffnet seine Tore dem Prinzen aus dem Märchenland, der — gelehrt und gebildet — bis zu diesem Tage noch keinen Schritt aus der Heimat seiner Väter tat . . .

Von Bewunderung hingerissen und hellauf begeistert, lernt Aga Khan die Pracht und den Glanz des fin de siècle in London kennen. Bald ist er in den vornehmen Clubs von Devonshire und Landsdowne House ein gern gesehener Gast. Die Damen bewundern den sprühenden Esprit des dunkelhäutigen Jünglings, und die Herren erfreuen sich an seinem brillanten Intellekt.

Lord Salisbury sagt von ihm:

„Klein von Gestalt und ein wenig korpulent, wirkt er mit seinem Kneifer und dem gezwirbelten schwarzen Schnurrbart wie ein Akademiker. Sein Charme ist bezwingend und seine Klugheit imponiert. Besonders amüsant aber finde ich es, daß er nicht nur über Kipling und Maupassant plaudern, sondern auch mit Anstand eine Menge Whisky trinken kann!"

Fortsetzung folgt

HERBERT RITTLINGER:

Per Anhalter durch die Südsee

Endstation Kintopp in Paris

20. FOLGE

Mode und ich wurden auseinandergetrieben.

Eine Lautsprecherstimme schnarrte, Bewegung kam in die Harrenden. Ich wurde mit vielen Reisenden höflich aber hastig in einen wunderbaren funkelnden Omnibus getrieben, Mode in einen anderen. Am Flughafengelände schaukelten jenseits der Pier zwei prächtige große Flugschiffe auf dem Wasser des Pegu-Flusses; und dort an der Pier sah ich mich noch einmal nach Mode um.

Alle Reisenden wurden von Schranke zu Schranke getrieben. Jeder hielt eine Menge Papiere in den Händen. Kinder weinten, und viele warfen angstvolle Blicke um sich, gerade, als ob sie nicht für all das bezahlt hätten. Hierin lag, da sie sich doch in das luftigste Revier erheben sollten, das sich der Mensch erobert hat, etwas unsagbar Komisches und unsagbar Trauriges zugleich. Aber es fiel niemanden weiter weder das Traurige noch das Komische daran auf. Wo kämen wir auch hin, über Paß, der allein gar keinen Wert hat, sondern auch noch „visiert", das heißt „gesehen" werden muß — über alle die anderen Papiere, über Zoll, Devisenbescheinigungen, Impfen, Formalitäten, Dienstwege und kalte Unlust zu lachen! Da kämen wir schließlich dahin, endlich wieder einmal „In 80 Tagen um die Erde" reisen zu können ...

Ich fand Mode, und er hielt krampfhaft die wenigsten Papiere von allen in der Hand, weil er nur bis Singapur fliegen sollte. Eins dieser Papiere war der Flugschein, und den kann man ja allenfalls noch gelten lassen. Flug 1104 stand darauf, London — Karachi — Melbourne, Teilstrecke bis Singapur. Auf meinem Flugschein stand Flug 1103, Melbourne—Karachi—London.

„Kommst du zurück?" fragte Mode angstvoll.

„Natürlich!" erwiderte ich.

Aber ich wußte, daß ich nicht wieder zurück komme. Da führt kein Weg zurück.

Ich wollte Mode noch ein paar wertvolle Ratschläge geben. Da hörte ich meinen Namen im Lautsprecher. Ich drückte Mode die Hand und mußte mich beeilen, noch durch die letzten drei Schranken zu kommen. Mein Flug war ja eine Nummer eher an der Reihe, und alle waren so ungeduldig!

Die Inseln Kapingamarangi...

Dahin und dorthin ging mein Weg. Fast genau ein Jahr später war ich in Paris.

Paris ist eine große Stadt, die viele schöne Häuser hat, wenn auch nicht ganz so schöne wie mein Haus an der Lagune von Kapingamarangi. Dafür gibt es in Paris Litfaßsäulen und Verkehrsbüros und Plakate und die UNESCO. Dieses Wort setzt sich zusammen aus Junaitid Nehschens Edjukehschen — nun weiß ich doch nicht weiter! Wer kennt sich aber auch in all den Abkürzungen unserer betriebsamen, abkürz- und schlagwortfreudigen Zeit aus! Jedoch hat jeder schon einmal auch ohne jenes Akü-Wort genau entblättern zu können von dieser über die halbe Erde verbreiteten Organisation gehört, die — den Äußerungen unmittelbar Beteiligter nach — unschätzbare Verdienste uneigennütziger Art für sich in Anspruch nehmen darf. Wie dem auch sei: an einem trüben Novemberabend fiel mein Blick auf ein Plakat der UNESCO, und ich denke, ich sehe nicht recht! Denn auf diesem Plakat stand in roten Blockbuchstaben, nicht zu übersehen im Scheine der Großstadtlichter:

DIE INSELN KAPINGAMARANGI

Ich ging vorsichtig um die Litfaßsäule herum. Aber das Plakat war auch als ich von der anderen Seite herumkam noch da. Litfaß war ein Mensch aus Berlin, der die Litfaßsäulen erfunden hat und sie zuerst im Jahre 1855 in Berlin errichten ließ. Von dort aus verbreitete sich der Litfaßgedanke über die ganze Welt. Ich las das Plakat zu Ende und bewegte das Gelesene in meinem Herzen. Dann ging ich eilig vom Bahnhof St. Lazare zum Boulevard Haussmann hinunter. In der Nähe der Opéra sah ich noch einmal das Plakat im hellen Schaufenster einer Filiale des „Syndicat D'Initiative". Alles stand genau so darauf wie an der Litfaßsäule beim Gare St. Lazare: DIE INSELN KAPINGAMARANGI, schwarz darüber UNESCO als veranstaltende Organisation; des weiteren, daß es sich um einen Farbfilm-Vortrag der berühmten Weltreisenden, Frauenrechtlerin und Delegierten der AWA (keine Ahnung, was das ist!) Mrs. Nancy Gander (in Fettdruck, rot) handelt — am Dienstag dem Soundsovielten (HEUTE!) um 18 Uhr im Théâtre des Ambassadeurs. Karten (HIER!) zu soundsoviel im Sekretariat der UNESCO, an der Kartenverkaufsstellen des S. I. und der Konzertdirektionen soundso im Theater der Ambassadeure. Reinerlös zugunsten des städtischen Witwen- und Waisenfonds.

Es war halb sieben.

Das Théâtre des Ambassadeurs befindet sich in der Nähe des Rond Point.

Kein Vortrag fängt pünktlich an. Meistens ärgern sich die Leute darüber. In Paris aber ärgern sich die Leute nicht darüber. Im Gegenteil, in Paris würde man das Publikum durch einen pünktlichen Veranstaltungsbeginn geradezu schockieren und ihm das Hauptvergnügen nehmen: zu betrachten und betrachtet zu werden. Woanders stehen

die Leute allerdings auch nicht so lange und mit so großer Lust aufrecht plaudernd zwischen den Stuhlreihen. Woanders ziehen sich die Frauen auch nicht so bezaubernd an, selbst wenn es sich nur um Nachmittags- oder kleine Abendkleider handelt, weil man hinterher ausgeht und diniert.

Als ich um sieben das Theater betrat, hatte daher der Vortrag kaum erst begonnen. Der schöne Saal, der sicher schon viele Vorträge über sich hat ergehen lassen müssen, war wohlbesetzt und halbverdunkelt.

Ja — und vorn und über allen Menschen sieht man Nancy an ihrem Rednertischchen, und man hört ihre warme frauliche Stimme merkwürdig nah und öffentlich und von überallher und auch wohl etwas hohl. Man sieht sie in zwei Mikrofone sprechen, und die Stimme kommt leider etwas hohl von ganz woanders her. Manchmal steht Nancy auf von ihren Blättern und geht ganz zwanglos ein wenig hin und her über den Menschen, zu denen sie spricht. Dabei hat sie das eine Mikrofon in die Hand genommen, und ihre Stimme wird eindringlich. Sie hat ein halblanges dunkles Kleid an mit einer einzigen wunderbaren Chrysantheme links, und die Zuhörer bewundern Nancy und die Chrysantheme.

Sie erzählte von der Fahrt der „Ladylite" und berichtete von den Wundern der Tiefsee und den aufsehenerregenden Entdeckungen des berühmten Ichthyologen, der leider noch so beschäftigt mit



EINE KLEINE INSELSCHÖNHEIT *betrachtet neugierig den weißen Mann, der sie fotografiert. Eltern haben in der Südsee wenig Sorgen. Nahrung und Bast für die Kleidung der Kinder sind reichlich vorhanden.*

der wissenschaftlichen Auswertung seiner Ergebnisse sei, daß er selbst keine Vorträge halten könne. Dann ließ sie die Wunderwelt von Kapingamarangi erstehen. Es freute mich sehr, daß sie so viel Zeit darauf verschwendete, gerade über Kapingamarangi zu reden, und sie würzte ihren Bericht mit launigen Anekdoten. Die Anekdoten handelten hauptsächlich von Tayfu und Ipoipo und einem Inselchief, der unter dem Pantoffel stand. Nebenher erwähnte sie auch einmal einen jungen Trader — den einzigen Weißen daselbst — der dort das verlorene Paradies entdeckt zu haben glaube. Ich war ganz befangen, als ich das hörte, und ich bangte davor, daß noch etwas kommen könnte. Aber es kam nichts weiter.

Dann wurde es dunkel, die Laufbilder kamen. Bunte Streifen aus Samoa, Tonga, Ocean-Island; Bilder von seltenen Ozeanbewohnern und vom Fischen auf Plankton; Aufnahmen von der Phosphat-Insel Nauru und schließlich Greenwich-Island oder Kapingamarangi . . . Na'fo kam unter meinem Küchenhaus hervor, und so besonders schön sah sie wirklich nicht aus, ganz abgesehen von ihrem dicken Bauch. Nun hatte sie wohl längst ihr Baby und war glücklich und schweigsam mit ihrem schwatzhaften Mann. Aber schon stand Mode, der dunkle, schöne und etwas fette Gott nackt und gespannt im Stern des Kanus, und an Stelle seiner Papiere und des Flugscheins hatte er Dynamit in der Hand, Einstellung Nummer fünf mit Tele! Obwohl gerade dieser Teil des Streifens nun doch etwas gelitten hatte und oft ganz fleckig war und auch in seinen Horizontverschiebungen wirr durcheinanderlief, daß es einem im Saal noch schwindliger im Kopf wurde, als es auf den Kanus selbst der Fall gewesen war, rief er in seiner atemlosen Schönheit mit Recht spontane Beifallskundgebungen des Publikums hervor! Blausilberne Fontänen, mit langer Brennweite listig herangeholt, schossen hoch auf und über die ganze Leinwand. Mode sprang, und zwischen seinen Zähnen glotzte der Fisch in Großaufnahme und riß sein Bulldoggenmaul auf.

Dann erschienen meine Hütte und ich selbst auf dem Bild. Ich sah mich unwillkürlich um, ob mich niemand bemerkt. So ein besonders guter Filmschauspieler bin ich übrigens nicht, obwohl ich in Quo Vadis, dritte Fassung, die Pferde gehalten habe. Auch litt dieser Teil des Streifens unter einem unschönen Grünstich.

Es wurde mir heiß, als ich dies alles sah — und ich schlich mich, ohne viel Zuschauer zu stören, zur Tür und schlug den Vorhang zurück und ging hinaus.

Im leeren Foyer stieß ich fast gegen einen jungen Mann mit tiefschwarzem öligem Haar über einem wohlgeformten Nacken von seltsam olivener Hautfarbe. Daneben ein langer schlanker Mensch, leicht gebeugt. Fast sofort kamen mir Gewißheit und Beklemmung an.

Die Lieder der Ponape-Krieger...

„Hallo —! Blake!" rief ich. Es kam nicht gut heraus.

„Zum Teufel mit Blake!" wandte sich der Lange um. „Mein Name ist —".

Verblüfft starrte ich in das Gesicht Ganders.

Natürlich. Aber Gander nicht weniger außer Fassung. Trotz seines Sehfehlers war er sofort im Bilde.

„Sie — hier!"

„Das ist doch kein Zufall weiter! Die Plakate —"

„Kommen Sie schnell — der Vortrag ist bald zu Ende — ehe die anderen Leute um Nancy herum sind. Meine Frau wird sich freuen..."

„Nein!" rief ich, und ich muß wohl reichlich entsetzt und geradezu unpassend ausgesehen haben. Dabei bebte ich mit allen Fasern, der Strahlenden wieder nahe sein zu dürfen. Der andere, der junge Mann, stand unbeteiligt daneben.

Es war der hübsche Chinosteward von der „Ladylite".

Eine Ahnung stieg in mir auf, welcher Art ein wesentlicher Teil des Ganderschen Monologs im Flugzeug gewesen sein mußte. Wenn man selbst von mancherlei Regungen hin und her gerissen wird, kommen einem in ganz anderer Art die klarsten Gedanken. Ich will damit nicht sagen, daß dieser junge Steward etwas mit Ganders „Geschichte" zu tun haben mußte — vielleicht nicht. Mir fiel es dennoch wie Schuppen von den Augen.

Übrigens ist das alles ganz und gar unwichtig.

Ich sagte: „Hallo, Chang!"; und Chang erwiderte höflich: „Bon soir, Monsieur!"

„Kommen Sie mit zu Drouant!" schlug Gander vor. „Dort sind wir alle, danach."

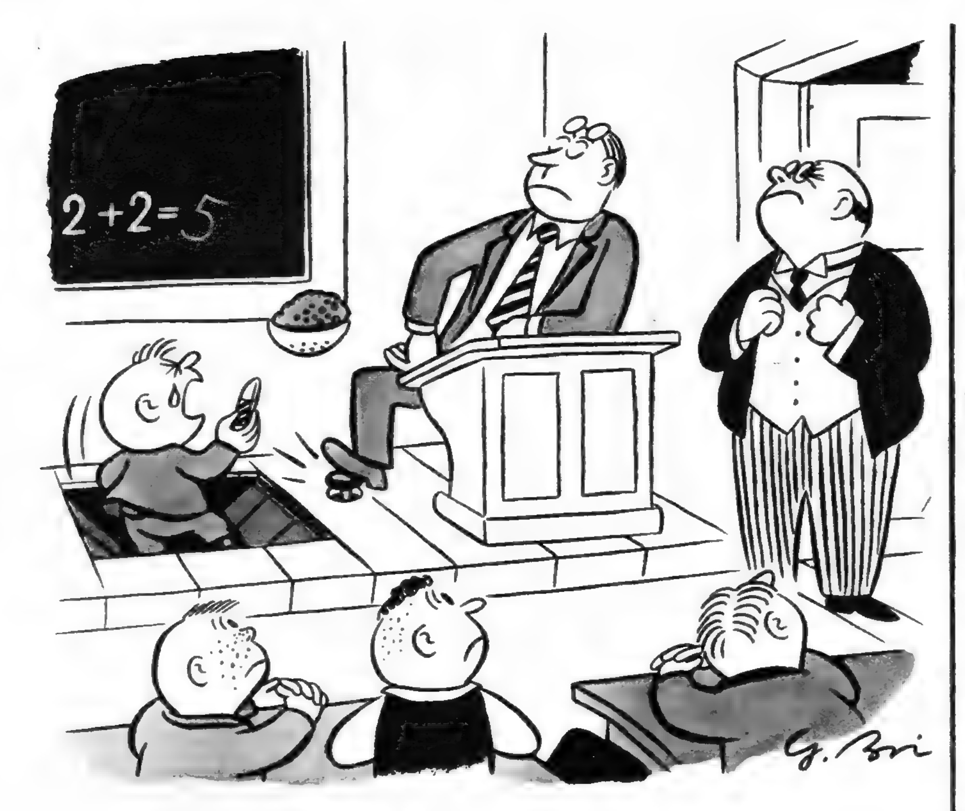
Ich war geistesgegenwärtig genug, das abzulehnen. Aber dieser merkwürdige Gander: er ließ nicht locker in seiner Altersgeschwätzigkeit (wie er sich boshaft einmal selbst ausgedrückt hatte)! Er empfahl, „wenigstens einen kurzen Aperitif hier herum" zu nehmen. Ich sei nun einmal auf seltsame Weise sein Adlatus geworden. Auch könne er sich nicht erinnern, jemals auf einer Reise so spaßige Dinge (funny jokes) erlebt zu haben. Übrigens habe Nancy mit „diesen Leuten" um sie herum — aber das sei so ihre Art — genug Begleitung zu Drouant. Man könne Chang zu ihr schikken, daß er, Gander, bald nachkomme. Hoffentlich besuchte ich sie beide morgen im Hotel. Da könne man mehr unter sich einen viel hübscheren kleinen Lunch einnehmen. Nein — morgen nicht. Bestimmt aber am Donnerstag!

Es war eine wundervolle und gemütliche Aussicht.

Aber ich vergaß, nach dem Hotel zu fragen. Das ist natürlich keine Entschuldigung. Es gab sieben oder acht Hotels in Paris, wo Ganders wohnen konnten. Auch ein Anruf bei der Botschaft oder im Sekretariat der UNESCO genügte.

Ich sagte: „Au revoir, Monsieur Chang!" Aber Chang ärgerte sich offenbar nicht darüber. Er verließ uns höflich und unbeteiligt in seinem zweireihigen dunklen Anzug mit weichem Kragen.

Ich holte meinen Mantel von der Garderobe. Gander ging gleich so mit, weil er seinen im Wagen hatte. Am Rond Point fanden wir ein Café. *Schluß folgt*







Liliane de Rethy, Frau neben dem Thron

Lili

FÜNFTE FOLGE

Wenige Zeilen genügen, um das Porträt des Ex-Königs zu entwerfen. Klug, ehrlich und tapfer, aber auch grübelnd, zögernd und verschlossen. Reich an Ideen und arm an Intuition. Ein hervorragender Mathematiker und schlechter Menschenkenner. Großer Kenner der Geschichte, aber wenig gewandt im komplizierten Spiel der parlamentarischen Politik. Demokrat in seiner Weltanschauung, autoritär in seiner Handlungsweise. Er ist gottesfürchtig und sentimental, doch viele Leute finden seine Überzeugung an sein Gottesgnadentum als übertrieben. Aus diesem Charakter erklärt sich sein ganzes Lebensdrama.

Im Frühjahr 1941 tauchen in den amerikanischen Zeitungen merkwürdige Gerüchte auf. „Der König der Belgier empfängt seit einigen Wochen öfters eine deutsche Baronin in seinem intimsten Familienkreis" — liest man in der New York Post. Die Verbindung zwischen Brüssel und New York sind unterbrochen, die belgische Öffentlichkeit erfährt nichts von diesem Gerücht und selbst in Laeken hat man keine Kenntnis von den eigenartigen Informationen, die jenseits des Atlantik in der Presse veröffentlicht werden. In London wird man jedoch auf das Gerücht aufmerksam und man fragt, ob es sich um eine rein sentimentale Angelegenheit handelt oder um irgendeine heimtückische politische Aktion Hitlers. Wahrscheinlich eine schöne Spionin, die vom „Führer" mit einer besonderen Aufgabe betraut wurde! Wer mag sie wohl sein? Man möchte gerne ihren Namen wissen.

Die Geheimagenten schicken sich sofort an, die Identität der deutschen Baronin zu ermitteln. Die Aufgabe ist nicht schwer, aber ihre Enttäuschung ist groß. Die deutsche Baronin heißt: Liliane Baels!

Wie konnte sich die New York Post so irren?

Ein Journalist hat bereits die Erklärung gegeben: wenn es zu schwer ist, aus erster Quelle genaue Informationen zu holen, so begnügt man sich mit dem, was die Leute erzählen. Liliane Baels spricht mehrere Sprachen, unter anderen auch sehr gut deutsch. Vielleicht hat sie von dem Soldaten, der beim Schloßtor Wache hielt, eines Tages etwas auf deutsch gefragt. Ein Passant hat es gehört. Die junge Frau ist hübsch und elegant und da sie zum Schloß von Laeken Zutritt hat, so muß sie sicher zur guten Gesellschaft gehören. Mindestens eine Baronin. Und schon läuft die Meldung über den Ozean: „König Leopold hat in der letzten Zeit öfters eine deutsche Baronin empfangen."

Der Leser, der an der Straßenecke von New York die Zeitung kauft, sagt sich: „Das muß eine Spionin Hitlers sein. Der belgische König paktiert mit dem Feind!" Und da kommt dann die Nachricht aus der Neuen Welt nach Brüssel: „Geheime politische Verhandlungen zwischen der Reichsregierung und dem belgischen König." So wird aus einem unbedeutenden Privatbesuch einer schönen Frau eine weltpolitische Sensation.

Aus dem Westen ist zu dieser Zeit nichts Besonderes zu melden. Die Reichsregierung organisiert die Verwaltung der besetzten Gebiete und die Bevölkerung der besiegten Länder baut wieder ihren Alltag auf.

Henrik Baels befindet sich in Poitiers, als ihm die Nachricht zukommt, daß er durch eine königliche Verordnung seines Amtes enthoben wurde: Seine Ehre steht auf dem Spiel. Der König und Minister Vanderpoorten wußten nichts von seinem tragischen Abenteuer. In dem Chaos des Blitzkrieges konnte er an eine Rückkehr nach Belgien nicht denken. Nun rollen wieder die Züge zwischen Poitiers und Brüssel, der Augenblick ist gekommen, um über die dramatischen Ereignisse vom 21. Mai Bericht zu erstatten.

Sorgen und Hoffnungen

Auch der Gouverneur der Provinz von Namur, Mr. Bovès, wurde in Abwesenheit wegen Pflichtverletzung verurteilt, und auch er kämpft jetzt für seine Rehabilitierung. Die beiden Männer treffen fast zur gleichen Zeit in Brüssel ein. Henrik Baels befindet sich in Begleitung von Liliane. Sie beziehen zwei kleine Zimmer im Hotel Metropole. Der Gouverneur hat alle Beweise zu seiner Rechtfertigung in den Händen, aber an wen soll er sich wenden? Es gibt auf belgischem Boden weder eine legale Regierung, noch irgendeine verfassungsmäßig konstituierte Behörde. Die provisorische Verwaltung des Landes liegt in den Händen von einigen sogenannten Generalsekretären, die von der deutschen Militärregierung eingesetzt wurden. Generalsekretär Romsée spielt die Rolle des Innenministers. Er verspricht dem Gouverneur, seinen Fall einer Untersuchungskommission vorzulegen, doch Henrik Baels fragt sich: Kann diese Untersuchungskommission und der von der Besatzungsmacht eingesetzte Generalsekretär die Rechtskraft einer königlichen Verordnung aufheben? Eine Unterschrift von Romsée kann sicher die des Königs und des Innenministers Vanderpoorten nicht außer Kraft setzen.

Liliane hat es nicht vergessen, mit welcher Sympathie sie vor einem Jahr in Laeken aufgenommen wurde. Der ersten Begegnung mit dem König auf der Rennbahn von Ostende folgten im Golfclub von Zoute mehrere Veranstaltungen, an denen beide teilnahmen. Der König war nicht nur vom Charme des Mädchens, sondern auch von ihrem Können im Golfspiel beeindruckt. Als Liliane wenige Wochen vor Kriegsausbruch den König zum letztenmal gesehen hat, verabschiedeten sie sich als zwei gute alte Sportkameraden.

Er wird mich sicher empfangen — erklärt Liliane ihrem Vater, ich werde ihm erklären, wie alles vor sich ging.

Der Gouverneur ist mit dem Vorschlag einverstanden und Liliane begibt sich nach Laeken. Aus dem königlichen Schloß ist inzwischen das Privatgefängnis des Monarchen geworden. Sechzig deutsche Soldaten, befohlen von Oberst Kiewitz, bewachen den König der Belgier. Liliane muß mehrmals bei Graf Capelle vorsprechen, um endlich vom König empfangen zu werden. Während diesen Besuchen entsteht die Legende von der deutschen Baronin.

Ich sehe ein, Mademoiselle — erklärt der König seiner Bittstellerin —, daß ihrem Vater Unrecht geschah. Minister

und der kleine König

von * * *

Vanderpoorten konnte nicht wissen, welche Umstände den Gouverneur gehindert haben, auf seinen Posten zurückzukehren. Ich wäre selbstverständlich bereit, die Verordnung vom 21. Mai zu annullieren und Ihren Vater zu rehabilitieren, aber ich bin zur Zeit nicht in der Lage, rechtsgültige Entscheidungen zu treffen. Wie Sie wohl wissen, erfordert unsere Verfassung, daß jeder königliche Erlaß von einem verantwortlichen Minister gegengezeichnet wird. Sie wissen auch, wo zur Zeit sich alle meine Minister befinden ...

Ich verstehe Majestät. Gibt es außer einem königlichen Erlaß keine andere Möglichkeit, meinen Vater zu rehabilitieren? Für einen Ehrenmann wie ihn ist seine gegenwärtige Situation unerträglich.

Ich werde den Inhalt des Dossiers persönlich noch einmal prüfen, Mademoiselle. Das ist alles, was ich Ihnen heute versprechen kann.

Gleich am nächsten Tag schickt der König seinen Privatsekretär in das Innenministerium. Romsée empfängt ihn persönlich. Gegen den Wunsch des Königs läßt sich nichts einwenden, denn er hat das Recht, sich zu jeder Zeit alle Akten zur Prüfung vorlegen zu lassen. Graf Capelle bekommt eine Stunde später das Dossier Baels ausgehändigt und eilt damit nach Laeken zurück.

König Leopold hält sein Versprechen und prüft persönlich mit größter Aufmerksamkeit die einzelnen Schriftstücke. Er ist überzeugt davon, daß der Gouverneur den verworrenen Umständen zum Opfer fiel, doch er kann zur Stunde seine eigene Unterschrift von damals nicht annullieren.

Er muß sich mit einer provisorischen Vorsichtsmaßnahme begnügen: Er greift zur Feder und schreibt auf den Umschlag der Akten: „Dem Innenminister zurückzuerstatten, wenn die legale Autorität des Königs wieder ausgeübt werden kann."

Vorläufig ist dieses Dossier hier im Archiv des Palais aufzubewahren! sagt er zu Graf Capelle.

So bleiben die Akten der Affäre Baels während des ganzen Krieges in Laeken. Als Bestandteil des königlichen Archivs folgen die Schriftstücke dann dem Souverän in sein Exil in die Schweiz. Dieser hält an seinem Entschluß fest — das Dossier soll erst dann zurückerstattet werden, wenn er von seinen verfassungsmäßigen Rechten Gebrauch machen kann. Mag auch die Regierung Pierlot nach der Befreiung Belgiens wieder in Brüssel sitzen, so bleibt die königliche Autorität noch weiterhin aufgehoben. „Skandal!" rufen die Gegner des Königs. „Ich habe nach meinem Gewissen und nach meinem Recht gehandelt!" erwidert der Souverän. So entsteht nach Kriegsende die große Affäre „Dossier Baels", eine schwere Bombe im Arsenal der Opposition.

*

Jetzt sind wir aber noch mehrere Jahre vom Ende des Krieges entfernt. Das Wort führt heute noch Generalsekretär Romsée in der Rue de la Loi. Die Untersuchungskommission, die er zur Prüfung der Fälle Baels und Bovès eingesetzt hat, erklärt die beiden Gouverneure für unschuldig. Doch Henrik Baels will seine Rehabilitierung nicht aus den Händen eines von der Wehrmacht eingesetzten Staatssekretärs erhalten. Er fühlt sich in Brüssel von Feinden umgeben. Um sich so wenig wie möglich der Öffentlichkeit zu zeigen, verläßt er zusammen mit Liliane das Hotel Metropole und mietet eine kleine Wohnung in der Rue du Commerce. Er hat einen Wunsch, diesem Chaos der Intrigen zu entfliehen. Seine Frau ist in Frankreich geblieben, und er entschließt sich, zu ihr zu fahren. Sein Sohn Hermann befindet sich seit der Kapitulation in Lissabon. Liliane will in Brüssel bleiben.

*

In Laeken herrscht Stille. König Leopold hat alles getan, was er konnte, um vor seinem Volk und vor der Geschichte seine Kapitulation zu rechtfertigen. Die Idee, im besetzten Land eine neue Regierung zu ernennen, lehnt er energisch ab. Er erklärt wiederholt, daß er sich von jeder politischen Handlung fernhalten will.

Ich bin ein Gefangener, und ein Gefangener kann nicht regieren, mag er auch ein König sein.

Seine einzige Freude ist die Rückkehr der 3 Kinder. Die Panik, die beim Einmarsch der Deutschen über Belgien hinwegfegte, trieb auch die junge Prinzessin und die zwei kleinen Prinzen in die Ferne. Eine abenteuerliche Reise führte sie zuerst nach Russy, einem kleinen Dorf in der Nähe von Bayeux, dann nach Südfrankreich in ein Landhaus am Ufer des Lot und schließlich über die Pyrenäen nach San Sebastian. Vicomte du Parc, der mit der Erziehung des zehnjährigen Kronprinzen beauftragt ist, erzählt dem König, was sie alles während der drei Monaten erlebt haben. Das furchtbare Bombardement von Avesnes, das den Kindern beinahe das Leben kostete; die schrecklichen Tage im düsteren Schloß von Montal und dann die Fahrt über die Grenze nach Spanien. Dort fanden die Kinder endlich etwas Ruhe und Erholung.

Oberst Kiewitz, der die deutsche Wache befiehlt und für den gefangenen König Hitler gegenüber persönlich verantwortlich ist, versucht den Sicherheitsdienst so wirksam und zugleich so diskret wie nur möglich zu organisieren. General von Falkenhausen, der Militärgouverneur von Belgien, behandelt den König und seine Familie mit dem Respekt und Takt, die nur ein Offizier, der selbst einmal einem Kaiser diente, einem Monarchen entgegenbringen kann.

Der Alltag der königlichen Familie hinter den Mauern von Laeken bringt für die Kinder nur selten eine heitere Stunde. Prinzessin Joséphine-Charlotte läßt sich außerhalb der Mahlzeiten nur selten blicken. Sie bewohnt im ersten Stock des Schlosses zwei Räume, ein Schlafzimmer und eine kleine Bibliothek. Die meiste Zeit verbringt sie in der Bibliothek. Ein breiter Kamin steht dem

SCHWIEGERVATER DES KÖNIGS: *Bei einer Prozession in Brügge führt der Provinzgouverneur von Flandern, Henrik Baels, die beiden ältesten Kinder Leopolds III., die Prinzessin Josephine Charlotte und den kleinen Kronprinzen Baudouin. Damals allerdings ahnte Baels nicht, daß seine jüngste Tochter Liliane den König heiraten würde.*

Fortsetzung *Lili* und der Kleine König

Fenster gegenüber; rechts und links die hohen Bücherregale; neben dem Fenster ein Schreibtisch im Stil Louis XVI. und ein kleines Sofa mit buntem Kreton überzogen. Zwei Fotos hängen über dem Schreibtisch, die Bildnisse des Königs und der Königin Astrid. Im Kamin wird jeden Abend das Feuer angemacht. Stundenlang sitzt die junge Prinzessin in ihre Bücher vertieft am Kaminfeuer. Corneille und Victor Hugo sind ihre Lieblingsautoren.

Königinmutter Elisabeth ist eine vielbelesene, hochkultivierte Frau, die sich leidenschaftlich für Musik und Bildhauerei interessiert. Vom Park aus kann man öfters ihre Silhouette an einem breiten Fenster erblicken, wo sie arbeitet. Sie hat soeben die Büste ihres Enkels, des kleinen Prinzen Albert, beendet. Die Kunst ist für sie eine Zuflucht, in der man immer Trost findet.

Sie kennt die Geburtsdaten aller Leute, die im Schloß wohnen. Für jeden bereitet sie ein nettes kleines Geburtstagsfest. Bei den Kindern haben ihre Geschenke immer den größten Erfolg.

Auch der Prinz Baudouin schwärmt für seine Großmutter. Die feinfühlige Frau kann die verborgensten Geheimnisse der Herzen erraten. Sie liest in der Seele und in den Gedanken ihres Sohnes und ihrer Enkelkinder wie in aufgeschlagenen Büchern. Sie lebt und wirkt im Schloß von Laeken wie ein unsichtbarer Schutzengel.

*

König Leopold will nicht, daß die düstere Stimmung in Laeken das Gemüt der Kinder bedrückt. Sie sollen nach Ciergnon, in die Ardennen gehen, wo die königliche Familie ein großes Gut besitzt. Prinzessin Joséphine-Charlotte aber möchte in Laeken bleiben. Sie lebt, wie viele Mädchen in ihrem Alter, mehr im Phantasiereich der Dichter als auf Erden. Die Realität ist für sie auf ihre Bücher, auf das Kaminfeuer und auf die Briefe beschränkt, die sie mit Marie-José und ihren Freundinnen wechselt.

Die beiden Buben sind von der Idee, nach Ciergnon überzusiedeln, begeistert. Die Tierwelt im Gebüsch der Höhen von Mont-Gauthier, der Forellenfang am Ufer der Lesse, das Baden im kleinen See bei Fenffe, sie versprechen den beiden Prinzen tausend Freuden. Doch soll der Aufenthalt in Ciergnon nicht ausschließlich dem Vergnügen der Buben dienen, sondern auch ihrer Erziehung in einem Rahmen, wo ihr Geist vom Kriegsrummel am wenigsten gestört wird.

Der König sucht sorgfältig in der Liste der für die Erziehung und Unterricht der Kinder vorgeschlagenen Personen diejenigen aus, die er selbst gut kennt und in die er sein Vertrauen setzen kann. Vicomte du Parc, der nicht nur ein Erzieher, sondern auch ein jugendlicher Spielkamerad der beiden Buben ist, begleitet sie selbstverständlich nach Ciergnon und überwacht dort den ganzen Haushalt. Professor Paelinck erteilt dem kleinen Kronprinzen Unterricht im Flämischen und Professor Gerardy im Französischen. Weder die Flamen noch die Wallonen sollen sich bevorzugt oder benachteiligt fühlen können.

Der König legt einen großen Wert darauf, daß seine Söhne eine recht sportliche Erziehung bekommen. Die pädagogischen Ideen von Baden Powell gefallen ihm besonders gut und es wird beschlossen, daß Prinz Baudouin in Ciergnon das Leben eines Pfadfinders führen soll. Ein gewisser Mr. Brifaut wird beauftragt, aus der Jugend von Ciergnon und der benachbarten Ortschaften eine tüchtige kleine Pfadfindertruppe zu rekrutieren. Baudouin ist mit Herz und Seele bei der Sache. Mitten im Wald baut er mit seinen Kameraden eine richtige Trapperhütte. Was sie bisher in den Büchern über die spannenden Abenteuer der Felljäger gelesen haben, dürfen sie jetzt selbst erleben. Die ganze Welt von Fenimore Cooper wird lebendig. Der Kampfschrei der kleinen Mohikaner schallt durch das friedliche Tal von Rochefort. Am Wochenende dürfen die Kinder sogar in ihrer Trapperhütte wohnen und in selbstgemachten Jägerbetten schlafen!

*

Während dieser Zeit werden die Besuche Lilians in Laeken immer häufiger. Ihre Anwesenheit ist für den König, der sich in seinem eigenen Heim wie in einem Gefängnis fühlt, eine wohltuende seelische Entspannung. Liliane ist klug, man kann sich mit ihr über alles unterhalten. Aus ihren Augen strahlt Lebensfreude, etwas, was dem König beinahe unbekannt geworden ist. Die Hofleute bemerken bald, wie sehr die Besuche des Mädchens dem Souverän willkommen sind. Man sieht ihn hie und da wieder lächeln.

Die Königinmutter freut sich ebenfalls über die Besuche Lilianes. Das Mädchen hat in kürzester Zeit ihre tiefe Sympathie gewonnen. Sie freut sich, daß man aus den Gesichtszügen ihres Sohnes eine innere Entspannung herauslesen kann und zweifellos empfindet sie eine gewisse Dankbarkeit für den wohltuenden Einfluß, den Liliane auf den König ausübt. Nicht weniger entzückt ist Joséphine-Charlotte. Liliane ist die Vertraute der jungen Prinzessin geworden, eine Kameradin und zugleich auch so etwas wie eine Mutter. Liliane hat Verständnis für alle Probleme, die die Gedanken eines jungen Mädchens beschäftigen können. Es ist ja nicht so lange her, daß sie selbst so alt wie Joséphine-Charlotte war. Sie hat aber von der Welt und vom Leben bereits manches kennengelernt und kann mit ihren Ratschlägen die fehlende Mutter gut ersetzen.

Die Sympathie, die seine Mutter, und die aufrichtige Neigung, die seine Tochter für Liliane empfinden, bereiten dem König eine große Freude. Die Anwesenheit des Mädchens im Schloß Laeken zaubert eine Stimmung hervor, in der dem Gefangenen plötzlich alle Probleme der Gegenwart erträglicher und die Zukunft selbst hoffnungsreicher erscheinen.

Im nächsten Heft:

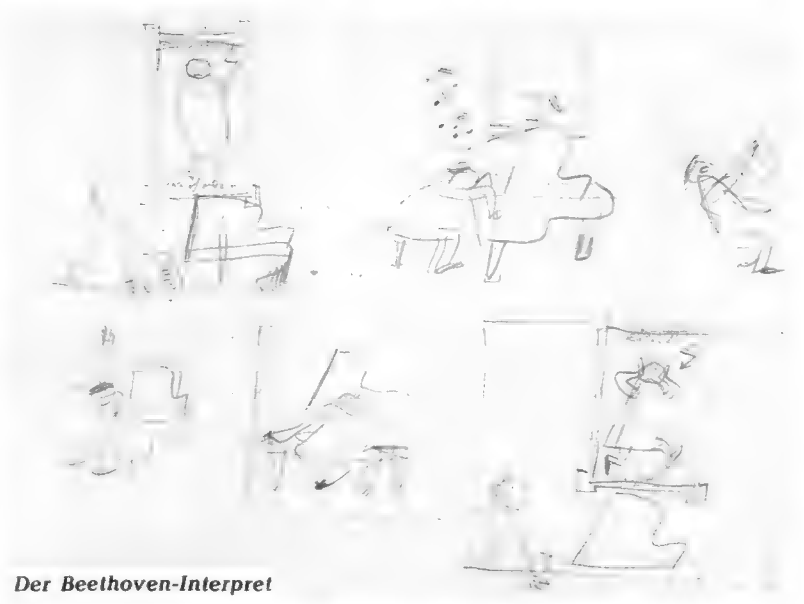
Die Geheim-Hochzeit

Am 18. März 1953 wäre Erich Ohser, der unter dem Pseudonym e. o. plauen als Schöpfer von „Vater und Sohn" in Deutschland bekannt und populär wurde, 50 Jahre alt geworden. Die Deutsche Jllustrierte veröffentlicht aus diesem Anlaß die besten, bisher noch unveröffentlichten Zeichnungen aus

e. o. plauens Skizzenbuch



e.o.p. mit Sohn Christian



Der Beethoven-Interpret



„Du bist aber heute wieder mal so süß, kille, kille, kille!"

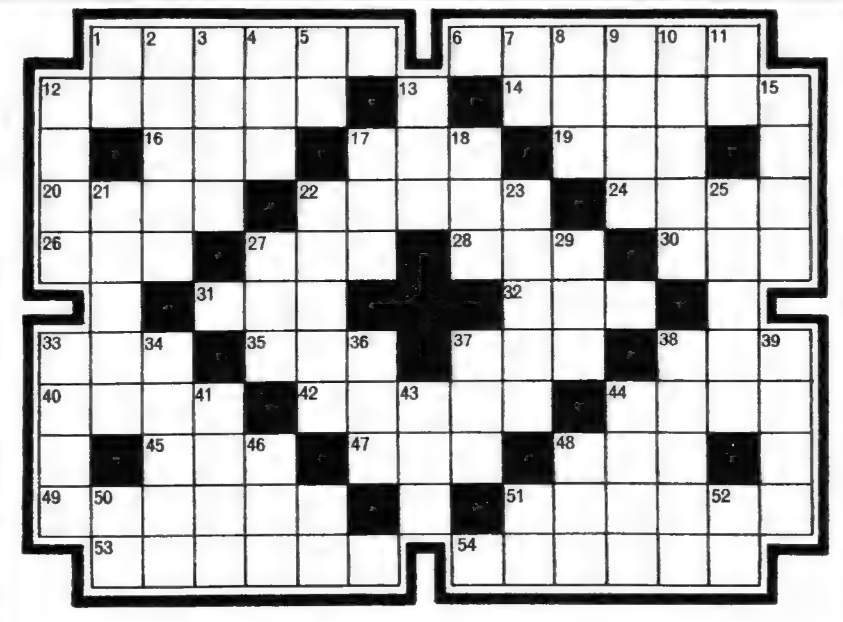


„Ich verstehe Ihr Getue nicht — das kann doch mal vorkommen!"



Im Lehrerzimmer: „Es wird Frühling, meine Herren Kollegen. Das ist heute der dritte Kreisel, den ich diesen Burschen wegnehmen mußte!"





WAAGERECHT: 1. linker Nebenfluß des Rheins, 6. römischer Dichtergott, 12. Aufstand, 14. Morgenland, 16. Vergnügungslokal, 17. Bauwerk, 19. dickes Seil, 20. Paradiesgarten, 22. griechischer Sonnengott, 24. Geck, 26. selten, 27. Laut, 28. litauische Münzeinheit, 30. germanische Gottheit, 31. Farbe, 32. Getränk, 33. geschmacklos, 35. Geländeeinschnitt, 37. Windschatten, 38. Wohnungszubehör, 40. griechischer Liebesgott, 42. römischer Grenzwall, 44. männlicher Vorname, 45. Gebietsteil, 47. zweistimmiges Tonstück, 48. Heilverfahren, 49. Stoffart, 51. roter Farbstoff, 53. Dauerwurst, 54. Haupteingang.

SENKRECHT: 1. französischer Artikel, 2. Berg im Böhmerwald, 3. radioaktives Metall, 4. törichter Mensch, 5. persönliches Fürwort, 7. italienischer Fluß, 8. Platz, Dorf, 9. Erdgestein, schwarzer Jura, 10. deutsches Amoniakwerk, 11. man (französisch), 12. Lebewesen, 13. Elend, 15. Cremebehälter, 17. Norm, 18. Zeichen, Stelle, 21. Hauptstadt von Franz.-Westafrika, 22. gänzlich, gesamt (lat.), 23. Stadt in Frankreich, 25. Gründer des türk. Reiches, 27. lebensunfähig, 29. Getränk, 33. Ackerland, 34. Kirchenlehre, grundsätzl. Glaubenssatz, 36. Teil des Auges, 37. Papstname, 38. Provinz in Hinterindien, 39. Pflanzenstachel, 41. großer Raum, 43. Charaktereigenschaft, 44. männl. Vorname, 46. Staat in Übersee, 48. Gebirgsschlucht, 50. Spielkarte, 51. Niederschlag, kampfunfähig (abgekürzt), 52. persönliches Fürwort (franz.).

Silbenrätsel: Aus den Silben: al — an — as — at — ba — be — biß — bres — che — da — de — di — do — dru — e — en — fer — ga — go — im — jus — la — lau — lem — ler — li — lie — lu — ma — ne — no — ral — rett — ri — sa — sa — shing — si — spi — tan — ti — ton — tu — u — u — wa — wa — za sind 19 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Feuchtersleben ergeben.

1. ______ Erster Präsident der USA
2. ______ Hunnenkönig
3. ______ gekörntes Stärkemehl aus Palmenmark
4. ______ Klemme, Zwangslage
5. ______ Gebirge zwischen Asien und Europa
6. ______ Nachtgeist, Zauberin
7. ______ kleine Mahlzeit
8. ______ gottesdienstliches Brauchtum
9. ______ historisches Dorf in Böhmen
10. ______ biblischer Prophet
11. ______ Singvogel
12. ______ Stadt an der Oder
13. ______ niederländischer Philosoph
14. ______ Nadelbaum
15. ______ römischer männlicher Vorname
16. ______ tiefe Zuneigung
17. ______ spanische Landschaft
18. ______ Rand eines Flusses oder Sees
19. ______ Kopfbedeckung

AUFLÖSUNGEN DER RÄTSEL HEFT 14. **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Eck, 4. Erg, 7. Ade, 10. Grandseigneur, 13. Rias, 14. geil, 15. Rate, 17. Boa, 18. Stab, 20. Ase, 23. Ali, 24. Zar, 25. Tal, 27. Taler, 30. Palas, 32. Tee, 34. Eichhörnchen, 35. ehern, 36. Zehen. — Senkrecht: 1. er, 2. Karte, 3. Knie, 4. eßbar, 5. re, 6. Gigant, 7. Anis, 8. Delta, 9. eu, 10. Garantie, 11. da, 12. Robinson, 16. Asta, 19. Alma, 21. Bar, 22. Kap, 24. Zeche, 26. Lauch, 28. Loch, 29. See, 31. Lohe, 32. Ton, 33. Erz. — **Silbenrätsel:** Elle, Isegrim, Nornen, Edison, Sessel, Jutta, Eider, Diesel, Eisen, Nomaden, Waage, Einfalt, Innozenz, Brenner, Erserum, Seschellen, Flunder, Eiland, Hadrian = „Eines jeden Weibes Fehler ist des Mannes Schuld".

Graphologische Gutachten! Leser, die eine Handschrift beurteilen lassen wollen, können gegen Einsendung von 3.— DM mit Tinte geschriebene Proben (möglichst 20 Zeilen mit Angabe von Alter, Beruf und Geschlecht) unter „Graphologie" der Redaktion der „Deutschen Jllustrierten" übermitteln.

In den Sternen steht's geschrieben!

13. APRIL – 19. APRIL 1953



Otto v. Bismarck
1. 4. 1815

WIDDER (21. März bis 20. April)

21. bis 31. März: Das Wort „Ich will!", das Ihnen sozusagen schon in die Wiege gelegt worden ist, kann, richtig angewandt, jetzt Wunder vollbringen. 1. bis 10. April: Teils stürmisch, teils windstill, aber ständig mit dem besten Freund, dem Humor an der Seite. 11. bis 20. April: Eine verschwenderische Fülle von markanten Aspekten, die Erfolg in Liebe und Beruf bescheren.



Alfred Krupp
26. 4. 1812

STIER (21. April bis 20. Mai)

21. bis 30. April: Ihr Streben nach materieller Sicherung wird etwas zu sehr in den Vordergrund gerückt. Die körperlichen und seelischen Kräfte sollten gerade jetzt keiner allzu großen Anspannung unterworfen werden. 1. bis 10. Mai: Ihre alles überrennende Vitalität hat sich Luft gemacht und würde am liebsten die Welt auf den Kopf stellen. 11. bis 20. Mai: Jupiter verhilft Ihren Talenten zum Erfolg.



Richard Wagner
25. 5. 1813

ZWILLINGE (21. Mai bis 21. Juni)

21. bis 31. Mai: Sprudelnde Lebendigkeit, spontane Einfälle, spielerische Ausgelassenheit untermalt von depressiven Stimmungen. So sieht diese Woche aus. 1. bis 10. Juni: Eine Woche, die trotz ihrer Geschäftigkeit noch dem glückhaften Zustand des Genießens Raum läßt. 11. bis 21. Juni: Ein Reichtum geistig und künstlerisch wohlwollender Aspekte wird Ihr Lebensgefühl spürbar beeinflussen.



Friedr. Klopstock
2. 7. 1724

KREBS (22. Juni bis 22. Juli)

22. Juni bis 1. Juli: Noch stehen Sie am Rande der Ereignisse, die sich schon da und dort ankündigen. 2. bis 10. Juli: Alles wird sich ganz folgerichtig vollziehen, Uranus bietet die Chancen und Mars verleiht die Energie, sie gewinnbringend auszuwerten. 11. bis 22. Juli: Es läßt sich nicht verheimlichen. Diese Woche wird Sie wohl ein wenig zerstreuen. Sie müssen sich vor Unüberlegtheiten hüten.



Nicolaus Lenau
13. 8. 1802

LÖWE (23. Juli bis 23. August)

23. Juli bis 2. August: Nur durch intensive Arbeit werden Sie sich den „Platz an der Sonne" sichern müssen. 3. bis 13. August: Pluto wird Neuerungen bringen, die vielleicht nicht ganz ohne Geburtswehen ins Leben treten. 14. bis 23. August: Diese Tage sind auf Ihren Geschmack abgestimmt. Sie werden beruflich anerkannt, privat gern gesehen und bewundert.



J. W. v. Goethe
28. 8. 1749

JUNGFRAU (24. August bis 23. September)

24. August bis 2. Sept.: Das Schifflein des guten Willens kommt einige Male vom Kurs ab, bis es schließlich doch das Ziel — den Erfolg — erreicht. 3. bis 13. Sept.: Das Geheimnis dieser Woche liegt darin, sich die kleine Glücks- und Erfolgssträhne möglichst zunutze zu machen. 14. bis 23. Sept.: Diese Tage servieren Ihnen alles leicht und beschwingt und nicht ohne Grazie.



Carl Peters
27. 9. 1856

WAAGE (24. September bis 23. Oktober)

24. Sept. bis 3. Okt.: Heitere Gleichgültigkeit den Ereignissen gegenüber dürfte diese Tage besonders kennzeichnen. 4. bis 13. Okt.: Uranus wird ein paar Ereignisse schicken, die wohl imstande sind, Konflikte auszulösen. 14. bis 23. Okt.: Sie tappen mit Ihrer Phantasie augenblicklich recht im Dunkeln, und Mißverständnisse — besonders was die Liebe angeht — sind beinahe an der Tagesordnung.



Martin Luther
10. 11. 1483

SKORPION (24. Oktober bis 22. November)

24. Okt. bis 2. Nov.: Die Ereignisse irrlichtern etwas durch diese Periode und lassen sich noch in keiner Weise festhalten und realisieren. 3. bis 12. Nov.: Lassen Sie es lieber nicht „drauf ankommen", wenn Sie sich nicht ganz wohl fühlen. 13. bis 22. Nov.: Wer dem Zauber, der manchen Spannungen zugrunde liegt, nachzuspüren versteht, wird überrascht sein, welchen Wert sie haben können.



Werner Siemens
13. 12. 1816

SCHÜTZE (23. November bis 21. Dezember)

23. Nov. bis 2. Dez.: Wenn diese Woche Ihrem Gesicht auch hin und wieder ernstere Züge aufprägt, so wissen Sie doch mit der notwendigen und ach so beneidenswerten Gelassenheit zu tragen. 3. bis 12. Dez.: Eine Atmosphäre, in der das Glück geradezu gedeihen muß, und zwar verbunden mit Beständigkeit. 13. bis 21. Dez.: Nur kein Neid. In der Liebe wird sich einiges ereignen.



v. Droste-Hülsh.
14. 1. 1797

STEINBOCK (22. Dezember bis 20. Januar)

22. bis 31. Dez.: Selbst wenn Sie sich die größte Selbstbeherrschung auferlegen, wird Ihnen in diesen Tagen doch einmal „der Kragen platzen". Ihre „Steinbocknatur" wird sich aber bewähren. 1. bis 10. Januar: Ein echter „Steinbock" gibt nicht nach. Schon gar nicht, wenn er, dank seiner Energie, so nah am Ziele ist. 11. bis 20. Jan.: Eine Woche mit ernsterem Gesicht. Aber die Daseinsfreude bleibt.



Friedr. d. Große
24. 1. 1712

WASSERMANN (21. Januar bis 20. Februar)

21. bis 31. Januar: Erhöhte Lebensfreude, Schaffenslust und Ideenreichtum. Der schönste Akkord, den diese Woche zum Erklingen bringt. 1. bis 10. Febr.: Die herbe, wohl auch etwas derbe Luft, die durch diese Woche weht, wird bald wieder in freundlichere Witterung umschlagen. 11. bis 20. Febr.: Philister haben zu allen Zeiten nichts anderes getan als kalkuliert. Bleiben Sie fröhlich!



Carl Schurz
2. 3. 1829

FISCHE (21. Februar bis 20. März)

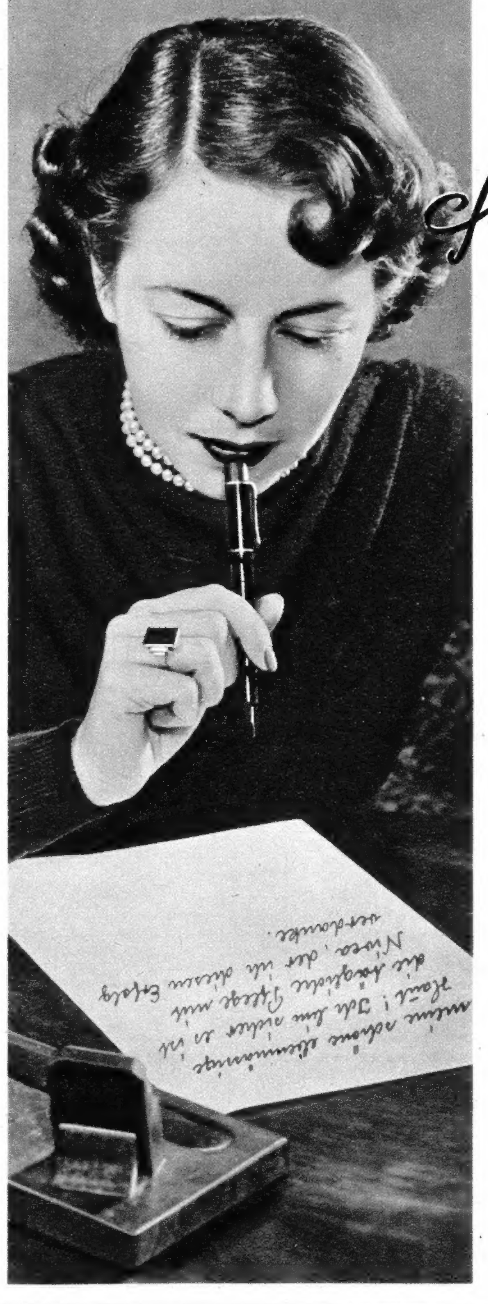
21. bis 28. Febr.: Auf wunderbare Weise wird sich im Augenblick mancher Ihrer Wünsche erfüllen. 1. bis 10. März: Das Zusammentreffen glückhafter Umstände macht das Leben in diesen Tagen ganz besonders lebenswert. 11. bis 20. März: Diese Woche hat einen philosophierenden Zug, der allerdings eher zum Lachen als zum Ernstsein hindeutet.

Die „Deutsche Jllustrierte" erscheint wöchentlich im Verlag der Jllustrierten Presse GmbH., Stuttgart W, Forststraße 131, Telefon: 680 58, 680 59 u. 672 15. Postschließfach 688. Telegramm-Adresse: Jllupress. Herausgeber: L. Gentner, Verlagsleiter: Dr. Rolf Kummer.

Chefredakteur: Dr. Klaus Bloemer
Stellvertr. Chefredakteur: Oscar Saile
Chefkorrespondent: Karl Klaus Krebs
Bonner Korrespondent: Hellmut Prinz
Hamburger Korrespondent: Helmut Bibow

Verantwortliche Redakteure: Klaus-Jürgen Frank; Friedrich C. Piepenburg; Joachim Schilling.
Herstellung: Walter Remus.

Anzeigen: Walter Schwarz, z. Zt. gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Karl Kammel, Wien III., Henslerstraße 3. — Bezugspreis monatlich DM 2.00 zuzüglich Zustellgebühr von 9 Pf. — Verkaufspreis: in Italien 100 Lire, in Österreich 3.50 Schilling, in der Schweiz —.60 Fr., in Schweden 70 Öre. — Bei Störungen infolge höherer Gewalt sind Ersatzansprüche ausgeschlossen. Unverlangte Manuskripte nur zurück, wenn Porto beiliegt. — Rotationskupfertiefdruck Belserdruck Stuttgart W, Augustenstr. 13/15. — Das Führen der Zeitschrift in Lesezirkeln ist nur mit jederzeit widerruflicher Genehmigung des Verlages zulässig. Mit Namen gezeichnete Berichte stellen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion dar.













Mit leichtem

FLIRT *heißt dieses Modell aus Everglaze, das, formschön und farbenfroh, erfreuliche Aussichten auf den Sommer eröffnet; denn der Name verpflichtet. Mittschiffs badet bereits eine südliche Schönheit in ehrlich gemeinten Komplimenten. Kein Wunder bei ihrem totschicken Badeanzug aus Seide, der „Palermo" genannt wird, obwohl er mit leuchtenden Orchideen bedruckt ist.*

SO WICHTIG *wie der Fächer für unsere Urgroßmütter ist die Sonnenbrille für die moderne Frau. Der Unterschied: man kann sie nicht ohne weiteres fallen lassen, wenn man einmal von einem Kavalier galanten Minnedienst erwartet.*



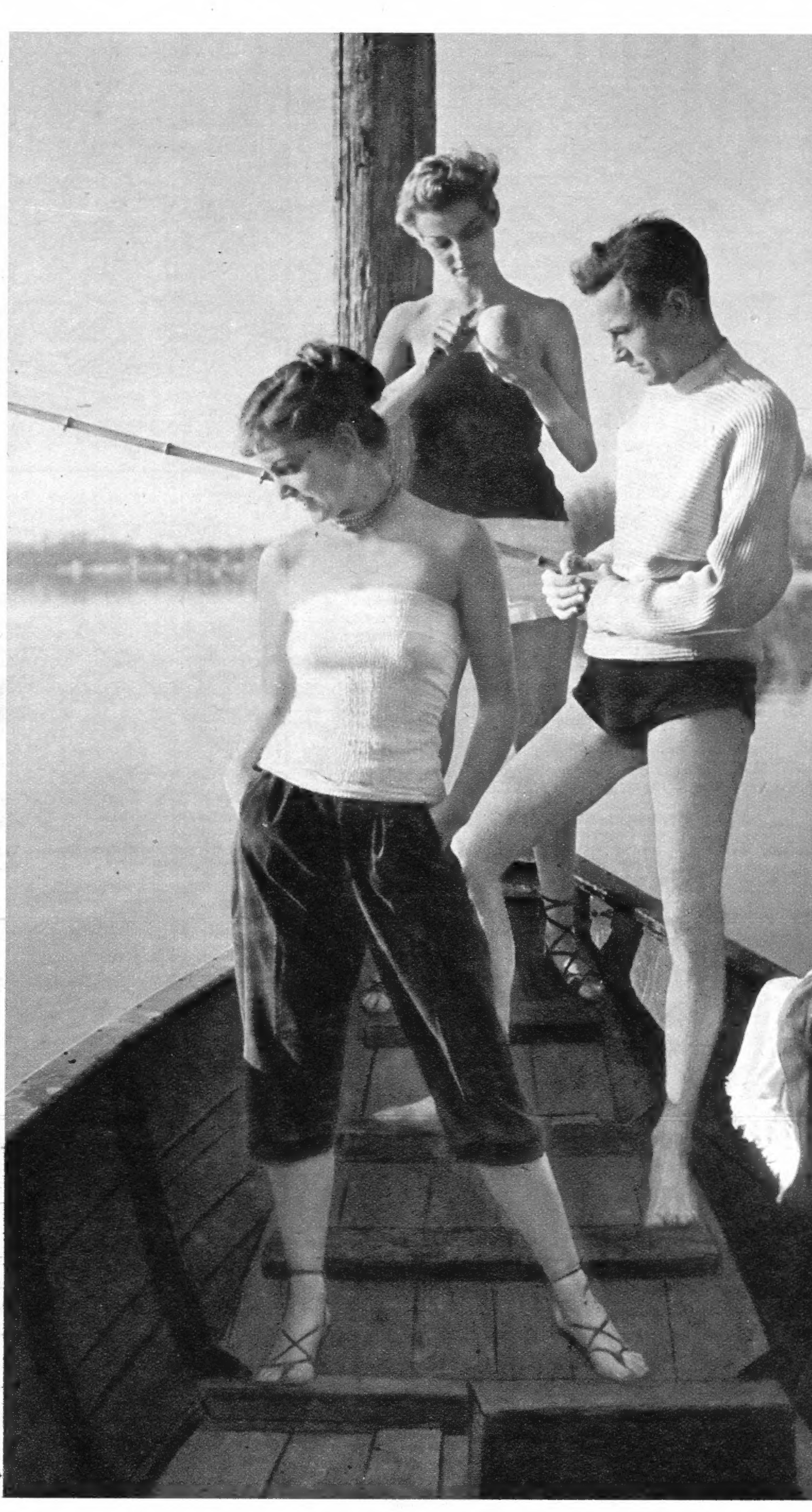
GROSSVISIERE *werden angelegt, falls bei vorsommerlichen Unterwasser-Expeditionen kleine und große Fische angepeilt werden sollen, solange der Luftvorrat reicht. Mit einfarbigen Bademützen oder bunten Kopftüchern wäre die Tauch-Ausrüstung für die See komplett.*

An der deutschen Ostseeküste, an der Nordsee, am Bodensee, überall, wo Wasser im Sommer Ferienlustige anlockt, wird in diesen Tagen fieberhaft gearbeitet: Letzte Vorbereitungen für die Hochsaison 1953, die neue Besucherrekorde in Deutschlands Badeorte bringen wird, wenn man den Fachleuten trauen darf und wenn das Wetter so freundlich bleibt, wie es sich zum Frühlingsanfang dieses Jahres vorgestellt hat. Höchste Zeit also, Urlaubspläne zu schmieden und in den Reisebüros Vorbestellungen zu machen, damit man nachher nicht das Nachsehen hat. Höchste Zeit auch, die Badeausrüstung zu komplettieren und an die modischen Kleinigkeiten zu denken, die den Bummel am Strand während der stets zu kurzen Urlaubszeit unter den bewundernden Blicken der Mitbadenden zu einem Erlebnis werden läßt. Die Bademode dieses Jahres bringt keine Überraschungen. Sie ist zweckmäßig, manchmal extravagant, aber nie revolutionierend neu. Einteilig bleibt auch in dieser Bade-Saison modern.

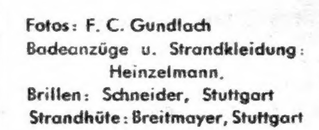
Gepäck in den Sommer



RÜSCHCHEN *verzieren den Büstenabschluß des knappen Orchidee-Anzuges „Florida". Auf den Wunderstoff Everglaze wurde ein lustiges, buntes Apfelmuster gedruckt. Der einzige Schmuck der weiten Frotté-Strandjacke sind die leuchtenden Farben des hochstehenden Kragens und der breiten Taschen. Darunter ein Anzug aus Nylon-Taft-Lastex, der mit seinem gewagten Ausschnitt den Namen „Sünde" verdient. Dazu federleichte Strandhüte.*







Fotos: F. C. Gundlach
Badeanzüge u. Strandkleidung: Heinzelmann.
Brillen: Schneider, Stuttgart
Strandhüte: Breitmayer, Stuttgart

ANGEBISSEN *hat noch keiner, denn die Fische sind damit beschäftigt, in stummer Bewunderung das Idyll im Boot anzustaunen: Den praktischen Ringelpulli. Ein Short-Weekend, das in Grün zu grauen Shorts, in Gelb zu einer braunen Fischerhose aus Velvet getragen wird.*

BEIM STRANDBUMMEL *trägt man in diesem Sommer einen Wickelrock, „Madeleine", mit großer Tasche aus gelb-grau-weiß gestreiftem Everglaze und dazu passendem Oberteil. Oder ein Wickelrock aus Popeline kombiniert mit einem taillenfrei gebundenen gelben Reversblüschen.*



MEERJUNGFRÄULICH *rein geben sich die beiden Nixen der Sonne hin, nachdem sie wie weiland die Lungenfische in der Devonzeit unbeholfen auf Fischflossen an Land gestiegen sind. Neptun schwingt argwöhnisch den Dreizack.*



EXOTISCH *wirken die durchsichtigen Sonnenhüte, die so leicht sind, daß man sie nicht auf dem Kopf spürt. Sie spenden erfrischenden Schatten, ohne die bräunenden Sonnenstrahlen völlig abzuhalten.*

DEUTSCHE JLLUSTRIERTE

FOLGE 36

Reise mit SUSI Rate mit SUSI

MÖLLENDORFF

Susi entführt!

DIE SPIELREGELN — Jeder kann mitmachen: Reporter Pitt ist in Afrika gelandet, um Susi beizustehen. Doch er findet sie nicht mehr am verabredeten Treffpunkt. Sie hat einen Zettel hinterlassen, aus dem Pitt entnehmen soll, wo er weitere Nachricht findet. Helfen Sie ihm suchen! Wenn Sie wissen, wo die Nachricht ist, notieren Sie bitte das entsprechende Planquadrat (beispielsweise A 3 — Sie verbinden am besten die Striche in den Randlinien, damit Sie sich auf keinen Fall irren) auf einer Postkarte (keine Drucksache), überschreiben mit Susi, Folge 36, und vermerken deutlich lesbar Ihren Absender. Die Lösungen für Folge 36 sollten am 9. Mai 1953 bei uns sein: Deutsche Jllustrierte, Stuttgart, Postfach 688. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Das Los entscheidet. Auflösung und Gewinner dieser Preisfrage in Heft 21/1953.



1. PREIS: eine zwölftägige Erholungsreise in das schöne Reiseland Österreich nach Söll (Tirol), gestiftet von der Ferienreise GmbH., Bielefeld.



2. PREIS: Ein EXPRESS-Herren-Fahrrad, Modell T, von den Express-Werken AG., Neumarkt bei Nürnberg.

3. PREIS: 3 SZ-Mako-Popeline-Hemden von der Firma G. Gäng, Oberkirch (Baden).

Hatten Sie Glück?

A 7 lautet die Auflösung der 30. Folge unseres Preisausschreibens, Preisfrage: „Welcher Boy wartet auf Susi?" (Flora, Royal, Rex, Olymp, Lux heißen die Hotels.) Susi gratuliert:

1. PREIS: 1 Staubsauger Modell „MATADOR-JUNIOR" von der Firma Baumgarten K.G., Staubsauger- und Metallwarenfabrik, Zweigniederlassung Tuttlingen (Württ.): Gerda **Horstmann**, Braunschweig, Senkring 40.

2. PREIS: 1 Bücherregal Nr. 608, Eiche, vom Fackelverlag G. Bowitz K.G., Stuttgart: Egon **Dick**, Düsseldorf-Oberkassel, Columbusstr. 62.

3. PREIS: 3 SZ-Mako-Popeline-Hemden von der Firma G. Gäng, Wäschefabrik, Oberkirch/Baden: Martin **Schlunck**, Hannover, Mommsenstr. 8.

Unsere Preisfrage: Wo findet Pitt weitere Nachricht von Susi?

Susi ist gestern mit zwei Männern weggeritten, sie hat diese Nachricht hinterlassen.

Berg
Lager
Oase
Um 18 Uhr weggeritten weitere Nachricht kurz vorher im Zeltschatten unter Kameldornbusch versteckt! Susi

Es ist keine Zeit zu verlieren. Susi ritt vor 12 Stunden ab. Wo ist die Nachricht?

Peter Voss

1 2 3 4 5 6 7 8

A B C D